## *LUDWIG KLAGES*

# MENSCH UND ERDE

*Vierte umgearbeitete Auflage*

Dieses Werk führt am leichtesten in die Weltanschauung des Philosophen ein und gibt ein packendes Beispiel der hinreißenden Kraft seines Vortrages. Das Thema aller sieben Aufsätze ist: die Erde als Symbol des universalen Lebens und der Mensch als Träger einer Geistigkeit, die sich mehr und mehr mit dem Leben verfeindet hat. Wir tun einen Blick in die letzten Tiefen des menschlichen Wesens und ahnen die Urgründe, wo die „Quellen allen Lebens" entspringen.

*Eugen Diederichs Verlag in Jena*

Ludwig Klages

# Vom kosmogonischen Eros

9. Tsd. geh. 6.—, in Leinen 8.50

*INHALT: Begriffliche Vorbetrachtung / Vom Erosbegriff des Altertums / Der elementare Eros / Vom Zustand der Ekstase / Vom Wesen der Ekstase / Vom Ahnendienst / Schlußwort über Eros und Leidenschaft*

Das Buch gibt eine Weltdeutung aus dem Erosbegriff der Alten. An der Hand eines umfassenden Materials der Mythen- und Mysterienkunde wird der Sinn des ekstatischen Erlebens aufgehellt und der Nachweis erbracht, daß ihm die Menschheit unschätzbare Weistümer verdankt. Der von Klages erst aufgedeckte Gegensatz zwischen Seele und Geist führt zu ebenso neuen wie überzeugenden Deutungen der antiken Geheimkulte, des Platonismus, des Rationalismus und vor allem des Ganges der abendländischen Menschheitsgeschichte.

*Werner Deubel:*

Dieses Buch ist eine sich steigernde Beschwörung des gewaltigen Seelen- und Weltphänomens, das die Alten noch als die Vermählung der Menschenseele mit Gott und die daraus entspringende Bildgeburt kannten; es führt tief in die Untergründe alles künstlerischen Schaffens, es deckt den Sinn geheimnisvoller Weihebräuche der Vorzeit auf, es entscheidet die Tragödie des weltgeschichtlichen Lebens und offenbart, worum im ahnungsvollen Tiefsinn die Besten von Platon bis Goethe und Nietzsche geworben haben: das Letzte und elementar Wirkliche der Wirklichkeit, das weltenschaffende Wesen des Urbildes.

Machteld J. Mellink

29-III-1934

# LUDWIG KLAGES / MENSCH UND ERDE

LUDWIG KLAGES

# MENSCH UND ERDE

## SIEBEN ABHANDLUNGEN

VIERTE AUFLAGE

EUGEN DIEDERICHS VERLAG IN JENA 1933

PRINTED IN GERMANY
ALLE RECHTE, INSBESONDERE DAS DER ÜBERSETZUNG, VORBEHALTEN. COPYRIGHT 1929 BY EUGEN DIEDERICHS VERLAG IN JENA

# INHALT

MENSCH UND ERDE (1913) . . . . . 9–41
BEWUSSTSEIN UND LEBEN (1915) . 43–62
ÜBER DEN BEGRIFF DER PERSÖNLICHKEIT (1916) . . . . . 63–90
BEMERKUNGEN ÜBER DIE SCHRANKEN DES GOETHESCHEN MENSCHEN (1917) . . . . . 91–110
BRIEF ÜBER ETHIK (1918). . . . . 111–130
WILHELM JORDAN (Zum 100. Geburtstage/1919) . . . . . 131–163
ÜBER CONRAD FERDINAND MEYERS GEDICHTE (Zum 100. Geburtstage/1925) . . . . . 165–181

# VORWORT ZUR DRITTEN AUFLAGE

DIE Neuausgabe dieses Buches ist um zwei Stücke vermehrt worden: um die 1925 im „Bücherwurm" erschienene Abhandlung „Über Conrad Ferdinand Meyers Gedichte" und um den 1918 entstandenen „Brief über Ethik". Jene erläutert sich selbst, zu dieser bisher noch nicht veröffentlichten Beigabe ist zu bemerken, daß es sich tatsächlich um einen Brief handelt, der mit den „Bemerkungen über die Schranken des Goetheschen Menschen" (1917) und dem Aufsatz „Warum bringt es Verderben, den Schleier des Isisbildes zu heben?" (1919) unsres Buches „Vom kosmogonischen Eros" (2. Aufl. S. 208 bis 218) einer und derselben Reihe von Lehrbriefen angehört. Daraus erklärt sich die Ichform sowie das Zurückgreifen auf frühere Ausführungen, über deren Sinn und Gehalt der Leser von „Mensch und Erde" auch ohne Kenntnis ihres Wortlauts nicht im Zweifel sein kann. Die nachträgliche Einfügung in unsern Sammelband rechtfertigt sich aus der Wahrnehmung, daß, wie es scheint, nicht allzu viele seiner Leser die Tiefe der Kluft zwischen dem Weltbild des Verfassers und den Zielen *jeder* Art von „Humanismus" völlig zu bemerken vermochten. Und so haben wir denn ein Dokument beigegeben, das — vor mehr als zehn Jahren entstanden und dadurch der Tagfälligkeit schon wieder entrückt — auf die Hülle der

gehobenen Sprache verzichtet und von dem Gegensatz, den wir meinen, eine Anwendung auf das Leben der Menschen von heute gewissermaßen mit dürren Worten gibt. Wer es zur Kenntnis genommen, wird, gleichgültig ob überhaupt und wie weit er beistimmen könne, mindestens darüber volle Gewißheit haben, was die Verzwistung des Menschen mit den Mächten der Erde für Wertebildung und Lebenshaltung *bedeutet.*

Im August 1928 Der Verfasser

# VORWORT ZUR ZWEITEN AUFLAGE

DIES Büchlein hat ein wunderliches Schicksal gehabt. Vom breiteren Publikum wenig beachtet geriet es um so mehr in die Hände der stets gedankenhungrigen Vielschreiber, die hier keine Mühe hatten, sich der wesentlichsten Einsicht zu bemächtigen, von der jede unsrer Schriften getragen wird: der Einsicht in den unversöhnlichen Gegensatz des Geistes zur Seele. Während infolgedessen umfangreiche Bücher entstanden sind und öffentlich umstritten werden, deren Verfasser sich den Anschein geben, als hätten sie aus sich selber ebendieses ermittelt, wurde „Mensch und Erde" vergessen, oder — genauer mit dem Lieblingswort der Nervenärzte gesagt — es wurde verdrängt, mit ihm aber auch die Herkunft einer Metaphysik, die im Geistesträger den Feind und Zerstörer des Lebens der Erde entlarvt.

Stände dabei nur der Name des Finders in Frage, so möchte das freilich leicht zu verschmerzen sein. Es hat sich aber gezeigt, daß Früchte des Schaffens in raubgierigen Händen von vorzeitigem Welken bedroht sind, weil gleichsam erstickend unter der Last überspitzter Schlagwörter, mit denen die Nachentdecker durch Überbietung auszugleichen hoffen, was ihnen an Ursprünglichkeit und innerer Berechtigung gebricht.

Unsre Sätze begleiten mit erläuterndem Text die

größte aller Tragödien. Wer von ihr nicht schon weiß aus eigener Teilnahme daran, der wolle nicht glauben, er könne aus Randbemerkungen von ihr erfahren, und möchten die selbst zu mehrbändigen Werken ausgesponnen sein! —Wir sprechen zu jedem, den das Leben tiefer und geheimnisreicher dünkt als Menschenwitz und Menschenzwecke, wir sprechen zu jedem Liebenden, und wir sprechen *nicht* zu jenen Unbeteiligten, die sich für ihr Danebenstehen schadlos halten durch selbstgefälliges Zerreden und angemaßte Richtersprüche. — Und so möchten wir denn unsrer Schrift fortan nicht sowohl Leser wünschen als vielmehr solche Leser, die mit dem Herzen vernehmen und stark genug sind, sich um die Stimme der Seele nicht betrügen zu lassen.

Dezember 1926 Der Verfasser

# VORWORT ZUR ERSTEN AUFLAGE

DIE fünf Abhandlungen, die hier unter dem Titel der ersten in Buchform erscheinen, sind im Laufe der letzten sieben Jahre aus verschiedenen Anlässen entstanden und wurden bis auf die vierte auch schon in Zeitschriften veröffentlicht: die erste in der Festschrift der Freideutschen Jugend zur Jahrhundertfeier auf dem Hohen Meißner, die zweite und dritte in der „Münchner Allgemeinen Zeitung", die fünfte in der Monatsschrift „Die Schweiz". Die vierte endlich ist einer Abfolge persönlicher Unterrichtsbriefe entnommen. — Der Entschluß des Verfassers, sie zu einem Bande vereinigt nochmals der Öffentlichkeit darzubieten, wurde vornehmlich durch die Wahrnehmung veranlaßt, daß die „Weltanschauung", deren Licht sie in Einzelfarben auseinanderfalten, bei ihrer außerordentlichen Gegensätzlichkeit zu den heute beliebtesten Gepflogenheiten des Denkens entweder garnicht erfaßt oder mißverstanden zu werden verurteilt ist, wenn sie allein zur Lösung von Sonderfragen in Wirksamkeit tritt. Erst, indem der wandernde Strahl unterschiedlich gebrochen wird von stofflich weit auseinanderliegenden Einzelproblemen, dürfte auch dem mißbildeten Sehvermögen etwas von seiner Artung erkennbar und der Leitgedanke deutlicher werden, welchem zufolge das *begeistete* Menschentum mit der *Beseeltheit* des Lebens der Erde, ja alles Ge-

schehens *streitet.* — Dazu kam denn freilich der Wunsch, allen denen, die mit der Auffassungsweise des Verfassers schon einigermaßen vertraut sind und vor den düsteren Zukunftsbildern zurückschreckten, für die seinen Zeitgenossen die Sinne zu öffnen er seit Jahrzehnten vergebens bemüht war, in einem Augenblick vielleicht gesteigerter Empfänglichkeit es ins Gedächtnis zu rufen, daß für denjenigen kein Anlaß zur Verwunderung über das inzwischen Geschehene vorliege, der, unbeirrt von den „geheiligten Lügen" der „Weltgeschichte", nur auf die jederzeit *gegenwärtigen* Triebkräfte blickt. Er gibt der Hoffnung Raum, daß nach den Greueln des europäischen Krieges dieser oder jener eine Betrachtungsweise wenigstens bedenkenswert finde, die ihrem Träger anderthalb Jahre *vorher* den Satz aufzwang: „Die ‚Zivilisation' trägt die Züge *entfesselter Mordsucht*, und die Fülle der Erde verdorrt vor ihrem giftigen Anhauch."

1920 Der Verfasser

# MENSCH UND ERDE
## 1913

JEDE Zeit und zumal die unsre hat ihre Schlagworte, mit denen sie ihre Tendenzen gleichwie mit Trommelwirbeln verlautbart, die Stimme des Zweifels in den Reihen ihrer Anhänger betäubend und aus den Unparteiischen immer neue Züge um ihre Fahne scharend. Die drei stärksten der heutigen lauten „Fortschritt", „Kultur" und „Persönlichkeit", so jedoch, daß der Fortschrittsgedanke als allein der Gegenwart eigentümlich die beiden andern trägt und ihnen im herrschenden Denken die charakteristische Farbe leiht. Sie meint also, sich überlegen zu fühlen so den Naturvölkern als nicht minder den ihr voraufgegangenen Geschichtsabschnitten, und hat auf die Frage, worauf sie das gründe, die Antwort bereit: die Wissenschaft stehe auf nie zuvor erreichter Höhe, die Technik beherrsche die Natur, vor der jede frühere Menschheit ratlos zurückgewichen sei, aus den unerschöpflichen Vorräten der Erde speise sie planmäßig das allgemeine Wohl, Raum und Zeit durchdringe mit der fernsprechenden Ätherwelle der Geist, und sogar das grenzenlose Luftmeer habe nun endlich sein Erfindergenie „erobert". Nicht für überzeugte Bekenner dieses Glaubens, die mit ihm sterben werden, wohl aber für ein jüngeres Geschlecht, das noch *fragt*, wollen wir versuchen, wenigstens an einer Stelle den Schleier zu lüften und die bedrohliche Selbsttäuschung aufzudecken, die er verhüllt.

Auch wem die furchtbaren Folgen noch fremd

geblieben, die der Leitgedanke des „Fortschritts" gezeitigt hat, müßte angesichts jener Gründe stutzig werden. Dem antiken Hellenen war Höchsterwünschtes die „Kalokagathie", das ist die innere und äußere Menschenschönheit, die er im Bilde der Olympier sah; dem Mittelalter das „Heil der Seele", worunter es die geistige Erhebung zu Gott verstand; dem Goetheschen Menschen die Vollkommenheit der Haltung, die „Meisterschaft" im Wechsel der Geschicke; und, wie verschieden solche Ziele, wir verstehen ohne weiteres das tiefe *Glück* in der Erreichung eines jeden. Worauf aber der Fortschrittler stolz ist, sind bloße *Erfolge*, sind Machtzuwachse der Menschheit, die er gedankenlos mit Wertzuwachsen verwechselt, und wir müssen bezweifeln, ob er ein Glück zu würdigen fähig sei und nicht vielmehr nur die leere *Befriedigung* kenne, die das Bewußtsein der Herrschaft gibt. Macht allein ist ja blind gegen alle Werte, blind gegen Wahrheit und Recht und, wo sie diese noch zulassen muß, ganz gewiß blind gegen Schönheit und Leben. Wir knüpfen bei unsrer Gegenrechnung an Wohlbekanntes an.

Die Höhe der Wissenschaft sei zugegeben, wie wenig sie auch vor jeder Anfechtung sicher ist; die der Technik steht außer Zweifel. Was aber sind davon die Früchte, nach denen wir gemäß einem weisen Bibelwort den Wert alles menschlichen Tuns ermessen sollen? Beginnen wir mit solchen Erscheinungsformen des Lebens, deren Lebendigkeit niemals bestritten

wurde, mit den Pflanzen und Tieren. — Die alten Völker träumten von einem verlorenen „goldenen Zeitalter“ oder Paradiese, wo der Löwe friedlich mit dem Lamm, die Schlange als prophetischer Schutzgeist mit dem Menschen hauste. Das sind so ganz nicht Träume gewesen, wie es uns jene Irrlehre glauben macht, die aus der Natur immer nur eines herauslas, den schrankenlosen „Kampf ums Dasein“.

Polarforscher erzählen uns von der furchtlosen Zutraulichkeit der Pinguine, Renntiere, Seelöwen, Robben, ja der Möven beim ersten Erscheinen des Menschen. Pioniere der Tropen werden nicht müde, uns mit Erstaunen die Bilder kaum betretener Steppen zu entrollen, wo in friedlicher Gesellung durcheinander wimmeln Wildgänse, Kraniche, Ibisse, Flamingos, Reiher, Störche, Marabus, Giraffen, Zebras, Gnus, Antilopen, Gazellen. Von den eigentlichen Symbiosen vollends wissen wir, daß sie durch das ganze Tierreich und über die ganze Erde verbreitet sind. Wo aber der Fortschrittsmensch die Herrschaft antrat, deren er sich rühmt, hat er ringsumher Mord gesät und Grauen des Todes. Was blieb bei uns z. B. von der Tierwelt Germaniens? Bär und Wolf, Luchs und Wildkatze, Wisent, Elch und Auerochs, Adler und Geier, Kranich und Falke, Schwan und Uhu waren zur Fabel geworden, *ehe* noch der moderne Vernichtungskrieg einsetzte. Der aber hat gründlicher aufgeräumt. Unter dem schwachsinnigsten aller Vorwände, daß un-

zählige Tierarten „schädlich“ seien, hat er nahezu alles ausgerottet, was nicht Hase, Rebhuhn, Reh, Fasan und allenfalls noch Wildschwein heißt. Eber, Steinbock, Fuchs, Marder, Wiesel, Dachs und Otter, Tiere, an deren jedes die Legende uralte Erinnerungen knüpft, sind zusammengeschmolzen, wo nicht schon völlig dahin; Flußmöve, Seeschwalbe, Kormoran, Taucher, Reiher, Eisvogel, Königsweih, Eule rücksichtsloserVerfolgung, die Robbenbänke der Ost- und Nordsee der Vertilgung preisgegeben. Man kennt mehr als zweihundert Namen deutscher Städte und Dörfer, die vom Biber stammen, ein Beweis für die Ausbreitung des fleißigen Nagers in früheren Zeiten; heute gibt es noch wenige Restkolonien in der Elbe zwischen Torgau und Wittenberg, die auch schon verschwunden wären ohne gesetzlichen Schutz! Und wer gewahrt nicht mit heimlicher Angst die von Jahr zu Jahr schnellere Abnahme unsrer lieblichen Sänger, der Zugvögel! Noch vor knapp einem Menschenalter war selbst in den Städten zur Sommerszeit die blaue Luft vom Schwirren der Schwalben und Segler voll, ein Laut, durch den die Ferne und aller Wandertrieb zu ziehen scheint. Damals zählte man in einemVorort Münchens an dreihundert bewohnte Nester, heute sind es noch vier oder fünf. Sogar auf dem Lande ist es unheimlich still geworden, und es schlagen auch nicht mehr wie an jedem taufrischen Morgen in den jubelnden Dichtungen Eichendorffs „*unzählige* Lerchen“.

Schon muß man es zu den Glücksfällen rechnen, wenn man auf entlegenem Waldespfad aus sonnigem Wiesengrunde einmal wieder den lichten und ahnungsvollen Ruf der Wachtel hört, die früher zu Tausenden und Abertausenden die deutschen Gaue erfüllte und in Liedern des Volkes wie der Dichter lebt. Elster, Specht, Pirol, Meise, Rotschwänzchen, Grasmücke, Nachtigall — sie alle schwinden, wie es scheint, unaufhaltsam dahin.

Die Mehrzahl der Zeitgenossen, in Großstädten zusammengesperrt und von Jugend auf gewöhnt an rauchende Schlote, Getöse des Straßenlärms und taghelle Nächte, hat keinen Maßstab mehr für die Schönheit der Landschaft, glaubt schon Natur zu sehen beim Anblick eines Kartoffelfeldes und findet auch höhere Ansprüche befriedigt, wenn in den mageren Chausseebäumen einige Stare und Spatzen zwitschern. Rührt aber doch einmal vom Klingen und Duften deutscher Landschaft, wie sie noch vor etwa siebenzig Jahren war, aus Wort und Bild jener Tage ein Hauch die verödeten Seelen an, so gibt es alsbald wieder wetterfeste Redensarten genug von „wirtschaftlicher Entwicklung", Erfordernissen des „Nutzens", unvermeidlichen Nöten des kulturellen Prozesses, um den mahnenden Vorwurf zu bannen. Da ist es denn nötig, daß wir den Kreis unsrer Betrachtung etwas erweitern.

Wir lassen dahingestellt, woher denn die dürre Nützlichkeit das Recht nehme, sich zum obersten

Grundsatz alles Handelns und die traurigsten Verheerungen berechtigt zu machen. Wir wollen auch nicht wiederholen, was bald Gemeingut des Wissens ist, daß in keinem, aber auch keinem Falle der Mensch die Natur mit Erfolg korrigieren konnte. Wo die Singvögel schwinden, vermehren sich maßlos blutsaugende Insekten und schädliche Raupen, die oft schon in wenigen Tagen Weinberge und Wälder kahl gefressen; wo man die Bussarde abschießt und die Kreuzottern ausrottet, kommt die Mäuseplage und verdirbt durch Zerstörung der Hummelnester den zu seiner Befruchtung auf diese Insektenart angewiesenen Klee; das größere Raubzeug besorgte die Auslese unter dem Jagdwild, welches durch Fortpflanzung kranker Stücke entartet, wo seine natürlichen Feinde fehlen; und so geht es fort bis zu den schlimmeren Rückschlägen der verwundeten Natur exotischer Länder ingestalt jener furchtbaren Seuchen, die sich an die Ferse des „zivilisierenden" Europäers heften. Entstand doch z. B. die ostasiatische Pest wesentlich infolge des massenhaften Vertriebs keimebergender Felle dortiger Nager, wie des sibirischen Murmeltiers. Das alles wollen wir beiseite lassen, um mit wenigen Beispielen nur den einen und entscheidenden Punkt zu beleuchten, daß der Nutzen, auf den man pocht, nicht das mindeste mit stofflicher Notdurft zu schaffen habe.

Was der Reichsdeutsche Hochwald nennt, ist jung aufgeforstetes Stangenholz; der wirkliche Hochwald

aber, der bei uns zur frommen Sage wurde, geht auf *dem ganzen Erdball* seinem Ende entgegen. Das zur Indianerzeit waldreichste aller Festländer, Nordamerika, muß seinen Holzbedarf heute durch Einfuhr decken; und die einzig noch ausführenden Länder, Ungarn, Rußland, Skandinavien und Kanada, werden bald ihres Überflusses ledig sein. Die „fortgeschrittenen" Völker, im ganzen genommen, brauchen alljährlich rund dreihundertfünfzigtausend Tonnen Holz zur Papierbeschaffung, damit durchschnittlich alle zwei Minuten ein Buch und mindestens jede Sekunde eine Zeitung erscheine — so groß nämlich ungefähr ist die Erzeugung dieser Artikel im Umkreis der „Zivilisation". Man beweise uns die Notwendigkeit, daß die Menschheit mit Milliarden schlechter Zeitungen, Schmähschriften, Schauerromane überschwemmt werde; und wenn man es nicht kann, so ist die Rodung der Urwälder nackter Frevel. — Die Italiener fangen und morden auf grausame Weise alljährlich Millionen an ihren Küsten erschöpft einfallender Zugvögel; und was sie davon nicht selbst verspeisen, das füllt ihre Beutel durch Ausfuhr nach England und Frankreich. Da Zahlen deutlicher sprechen: ein einziger Schiffstransport brachte 1909 beispielsweise zweiundsiebzigtausend lebende Wachteln, in enge Käfige gepfercht, nach England, wo die armen Tiere in kläglichem Zustande für die Liebhaber geschlachtet wurden. Auf der Sorrentiner Halbinsel fängt man ihrer lebendig Jahr

für Jahr bis zu fünfhunderttausend. Die durchschnittliche Vernichtungsziffer für Ägypten beläuft sich auf ungefähr drei Millionen, nicht gerechnet die unzähligen Lerchen, Ortolane, Grasmücken, Schwalben, Nachtigallen!* Dem Wohlleben und dem Geschäft, nicht aber dem Hunger fallen die gefiederten Sänger zum Opfer. — Noch weit grauenvollere Verheerungen richtet die Mode an, will sagen die Gewinnlust einiger Schneider und Händler, deren dürftige Erfindungsgabe vom Satan selber eingeblasen erscheint. Hier ein Auszug aus dem „Cri de Paris“**: „Die Pariser Putzmacherinnen verarbeiten jedes Jahr bis zu vierzigtausend Seeschwalben und Möwen. Ein Londoner Händler verkaufte im vorigen Jahre zweiunddreißigtausend Kolibris, achtzigtausend verschiedene Seevögel und achthunderttausend Paar Vogelflügel der verschiedensten Arten. Man darf annehmen, daß jedes Jahr nicht weniger als *dreihundert Millionen Vögel* für die Frauenmode geopfert werden. Es gibt Länder, die bestimmte Vogelarten, welche eine besondere Erscheinung der betreffenden Gegenden bildeten, vollständig verloren haben. Damit die Schwung- oder Flaumfedern ihren Glanz bewahren, darf man nur *lebende* Vögel rupfen; man macht daher auf die armen Tiere nicht mit der Flinte Jagd, sondern mit dem Netze. Der unmenschliche „Jäger“ reißt den gefan-

* Vgl. *Guenther*, Der Naturschutz, S. 103. ** Zitiert nach *Ankenbrand*, Naturschutz und Naturschutzparke.

genen Vögeln die Federn vom Leibe, und die unschuldigen Opfer der Mode müssen die größten Martern erdulden, ehe sie unter krampfhaften Zuckungen den Tod finden." — Dergleichen läßt die Menschheit, die sich die gesittete nennt, stumpfsinnig geschehen, und während ein unerhörtes Morden sich um die Erde wälzt, prunken die Frauen gedankenlos mit den traurigen Trophäen einher. Es braucht nicht betont zu werden, daß alle aufgezählten Arten und viele andre, darunter der farbenstrahlende Paradiesvogel und der schwingenmächtige Albatros, dem Aussterben nahe sind. Und das gleiche Schicksal droht über kurz oder lang *allen* Tiergeschlechtern, soweit sie der Mensch nicht gezüchtet oder verhäuslicht hat. — Die Milliarden Pelztiere Nordamerikas, die unzähligen Blaufüchse, Zobeltiere, Hermeline Sibiriens erliegen den Exzessen der Mode. — Seit im Jahre 1908 in Kopenhagen eine Aktiengesellschaft entstand „zum Betrieb von Walfischfang in großem Stile und nach einer neuen Methode", nämlich mit schwimmenden Fabriken, welche die erlegten Tiere sogleich verarbeiten, wurden im Laufe der beiden folgenden Jahre rund fünfhunderttausend dieses größten Säugers der Erde hingeschlachtet, und der Tag ist nahe, wo der Wal der Geschichte und — den Museen angehört. — Jahrtausende lang durchstreifte zu Millionen der amerikanische Büffel, das liebste Jagdwild des Indianers, die Prärie. Kaum aber, daß der „fortgeschrittene" Euro-

päer das Land betreten, so begann ein entsetzliches und sinnloses Morden, und heute ist es mit dem Bison aus und vorbei. Das nämliche Trauerspiel wiederholt sich zur Zeit in Afrika. „Um die sogenannte Kulturmenschheit mit Billardkugeln, Stockknöpfen, feinen Kämmen und Fächern und ähnlichen ungeheuer nützlichen Gegenständen zu versehen, werden nach den neuesten Berechnungen des Parisers Forschers Tournier achthunderttausend Kilogramm Elfenbein jährlich verarbeitet. Das ist gleichbedeutend mit der Niedermetzelung von fünfzigtausend der gewaltigsten Tiere der Welt. Nach den neuesten Mitteilungen hat von dem Augenblick an, wo der Kongostaat die Verwaltung des Bezirks Lado aufgab, eine englische Jagdgesellschaft eine Elefantenherde von achttausend Köpfen umzingelt und niedergemacht, die Weibchen und Jungen eingeschlossen.“* — Im gleichen Stil werden schonungslos hingemordet Antilopen, Nashörner, Wildpferde, Känguruhs, Giraffen, Strauße, Gnus in den tropischen, Eisbären, Moschusochsen, Polarfüchse, Walrosse, Seehunde in den arktischen Zonen. Eine Verwüstungsorgie ohnegleichen hat die Menschheit ergriffen, die „Zivilisation“ trägt die Züge entfesselter Mordsucht, und die Fülle der Erde verdorrt vor ihrem giftigen Anhauch. So also sähen die Früchte des „Fortschritts“ aus!

Sie sind, wie gesagt, bekannt. Wohlmeinende und

* Deutsche Tageszeitung.

warmherzige Männer haben in den letzten zehn Jahren wieder und wieder die warnende Stimme erhoben und suchen durch Natur- und Heimatschutzbünde dem Übel zu steuern; nicht bekannt aber ist die tiefste Ursache und die ganze Tragweite des Unheils. Bevor wir jedoch darauf eingehen, fahren wir in unsrer Anklage fort.

Wir brauchen es nicht zu entscheiden, ob das Leben über die Welt der Eigenwesen hinausreiche oder nicht, ob die Erde, wie es der Glaube der Alten wollte, ein lebendes Wesen oder aber (nach der Ansicht der Neueren) ein unfühlender Klumpen „toter Materie" sei; denn soviel steht fest, daß Gelände, Wolkenspiel, Gewässer, Pflanzenhülle und Geschäftigkeit der Tiere aus jeder Landschaft ein tieferregendes *Ganze* wirken, welches das Einzellebendige wie in einer Arche umfängt, es einverwebend dem großen Geschehen des Alls. Im Tönesturm des Planeten unentbehrliche Akkorde sind die erhabene Öde der Wüste, die Feierlichkeit des Hochgebirges, die ziehende Wehmut weiter Heiden, das geheimnisvolle Weben des Hochwaldes, das Pulsen seeblitzender Küstenstriche. Ihnen betteten sich ein oder es blieben träumend mit ihnen verschmolzen die ursprünglichen Werke des Menschen. Ob wir den Blick auf den mahnenden Tiefsinn richten der Pyramiden, Sphinxreihen, lotosknäufigen Säulen Ägyptens, auf die scheinhafte Zierlichkeit chinesischer Glockentürme, die gegliederte Klarheit helleni-

scher Tempel oder auf die warme Heimlichkeit des niederdeutschen Bauernhauses, die Steppenfreiheit des Tartarenzeltes — sie atmen ein jedes und offenbaren die Seele der Landschaft, aus der sie emporgewachsen. Wie sich die früheren Völker gern Erdentsprossene nannten, so ist in Form und Farbe erdentsprossen alles, was sie schufen, von den Wohnstätten an bis zu den Waffen und Hausgeräten, den Dolchen, Speeren, Pfeilen, Äxten, Schwertern, den Ketten, Spangen und Ringen, den formschönen und zierdereichen Gefäßen, den Kürbisnäpfen und Kupferschalen, den tausendfältigen Geflechten und Geweben. — Schrecklicher noch, als was wir bisher gehört, wenn auch vielleicht nicht ganz im gleichen Maße unverbesserbar, sind die Wirkungen des „Fortschritts" auf das Bild besiedelter Gegenden. Zerrissen ist der Zusammenhang zwischen Menschenschöpfung und Erde, vernichtet für Jahrhunderte, wenn nicht für immer, das Urlied der Landschaft. Dieselben Schienenstränge, Telegraphendrähte, Starkstromleitungen durchschneiden mit roher Geradlinigkeit Wald und Bergprofile, sei es hier, sei es in Indien, Ägypten, Australien, Amerika; die gleichen grauen vielstöckigen Mietskasernen reihen sich einförmig aneinander, wo immer der Bildungsmensch seine „segenbringende" Tätigkeit entfaltet; bei uns wie anderswo werden die Gefilde „verkoppelt", d. h. in rechteckige und quadratische Stücke zerschnitten, Gräben zugeschüt-

tet, blühende Hecken rasiert, schilfumstandene Weiher ausgetrocknet; die blühende Wildnis der Forste von ehedem hat ungemischten Beständen zu weichen, soldatisch in Reihen gestellt und ohne das Dickicht des „schädlichen" Unterholzes; aus den Flußläufen, welche einst in labyrinthischen Krümmungen zwischen üppigen Hängen glitten, macht man schnurgerade Kanäle; die Stromschnellen und Wasserfälle, und wäre es selbst der Niagara, haben elektrische Sammelstellen zu speisen; Wälder von Schloten steigen an ihren Ufern empor, und die giftigen Abwässer der Fabriken verjauchen das lautere Naß der Erde — kurz, das Antlitz der Festländer verwandelt sich allgemach in *ein* mit Landwirtschaft durchsetztes Chicago! „O mein Gott," rief schon vor hundert Jahren der ritterliche *Achim von Arnim* aus, „wo sind die alten Bäume, unter denen wir noch gestern richteten, die uralten Zeichen fester Grenzen, was ist damit geschehen, was geschieht? Fast vergessen sind sie schon unter dem Volke, schmerzlich stoßen wir uns an ihren Wurzeln. Ist der Scheitel hoher Berge nur einmal ganz abgeholzt, es wächst da kein Holz wieder; daß Deutschland nicht so verwirtschaftet werde, sei unser Bemühen!" Und *Lenau* faßte die landschaftlichen Eindrücke, die er in unsrer Heimat empfangen, in die Worte zusammen, man habe die Natur an der Gurgel gepackt, daß ihr das Blut aus allen Poren spritzte. Was würden diese Männer heute sagen! Heute zögen sie es

vielleicht vor, gleich *Heinrich von Kleist* eine Erde zu verlassen, die ihr entarteter Sohn, der Mensch, solchermaßen geschändet hat. „Die Verwüstungen des Dreißigjährigen Krieges haben nicht so gründlich in Stadt und Land mit dem Erbe der Vergangenheit aufgeräumt wie die Übergriffe des modernen Lebens mit seiner rücksichtslos einseitigen Verfolgung praktischer Zwecke.“* — Was aber das heuchlerische Naturgefühl der sogenannten Touristik anlangt, so brauchen wir wohl kaum noch auf die Verwüstungen hinzuweisen, welche die „Erschließung“ weltfremder Küsten und Gebirgstäler nach sich zog. Um die Blüte dieser Greuel zu genießen, bereise man die Schweiz, wo kein Gipfel so hoch und ernst ist, daß ihn nicht die Zahnradbahn erklömme, um dort oben in „erstklassige“ Hotels mit „allem modernen Komfort“ das Reisegesindel auszuladen, damit es vor oder nach dem Diner „ganz nach Wunsch“ Alpenglühen, Sonnenuntergänge, elektrisch beleuchtete Wasserfälle begaffe! Das alles wurde ja wieder und wieder, obwohl vergeblich, ausgesprochen, mustergültig schon 1880 durch den trefflichen *Rudorff*, auf dessen Aufsatz „Über das Verhältnis des modernen Lebens zur Natur“ (wieder abgedruckt in der Zeitschrift für Heimatschutz 1910, Heft 1) wir jedermann nachdrücklich hinweisen wollen.

Aber mit alledem nicht genug, die Wut der Ver-

* Aus dem Gründungsaufruf des Bundes für Heimatschutz.

tilgung hat auch durch die Menschheit ihre blutige Furche gezogen. Dahingeschwunden sind ganz oder nahezu, weil entweder niedergemacht und ausgehungert oder zu hoffnungslosem Siechtum verurteilt durch die Geschenke des „Fortschritts“: Branntwein, Opium, Syphilis, die Naturvölker. Aus und vorbei ist es mit den Indianern, vorbei mit den Urbewohnern Australiens, vorbei mit allen besten der polynesischen Stämme; die tapfersten Negervölker widerstreben und erliegen der „Zivilisation“; und soeben erlebten wir es, daß Europa gleichmütig zusah, wie sein letztes Urvolk, die Albaner, die „Adlersöhne“, die ihren Stamm bis auf die sagenhaften „Pelasger“ zurückführen, von den Serben zu Tausenden und Abertausenden planmäßig umgebracht wurden. — Wir täuschten uns nicht, als wir den „Fortschritt“ leerer Machtgelüste verdächtig fanden, und wir sehen, daß Methode im Wahnwitz der Zerstörung steckt. Unter den Vorwänden von „Nutzen“, „wirtschaftlicher Entwicklung“, „Kultur“ geht er in Wahrheit auf *Vernichtung des Lebens* aus. Er trifft es in allen seinen Erscheinungsformen, rodet Wälder, streicht die Tiergeschlechter, löscht die ursprünglichen Völker aus, überklebt und verunstaltet mit dem Firnis der Gewerblichkeit die Landschaft und entwürdigt, was er von Lebewesen noch überläßt, gleich dem „Schlachtvieh“ zur bloßen Ware, zum vogelfreien Gegenstande eines schrankenlosen Beutehungers. In seinem Dienste aber steht die

gesamte Technik und in deren Dienste wieder die weitaus größte Domäne der Wissenschaft.

Hier halten wir einen Augenblick inne. Irgendwie gehört zur Natur auch der Mensch; manche meinen sogar, er gehöre ihr völlig zu, was zwar, wie wir sehen werden, ein Irrtum ist; jedenfalls aber *lebt* doch auch er, und wenn etwas in ihm mit dem Leben streitet, so stritte es nicht zuletzt mit ihm selbst. Unsre Beweiskette müßte des wichtigsten Gliedes entbehren, wenn wir nicht auch noch Beispiele böten für die *Selbstzersetzung des Menschentums.*

Die Totenliste, die hier zu schreiben wäre, um auch nur das Wichtigste namhaft zu machen, überträfe noch weit die der Tiere, daher es genügen mag, aufs Geratewohl ein paar Haupttatsachen herauszugreifen. — Wo sind die Volksfeste und heiligen Bräuche geblieben, dieser Jahrtausende lang unversiegbare Born für Mythos und Dichtung: der Flurumritt zum Gedeihen der Saaten, der Zug der Pfingstbraut, der Fackellauf durch die Kornfelder! Wo der verwirrende Reichtum der Trachten, in denen jedes Volk sein Wesen, dem Bilde der Landschaft eingepaßt, zum Ausdruck brachte! Für die reichen Gehänge, bunten Mieder, gestickten Westen, metallschweren Gürtel, leichten Sandalen oder die togaartigen Überwürfe, faltigen Turbane, fließenden Kimonos beschert die „Zivilisation" auf der *ganzen Erde* den Männern das Grau des Sakkoanzuges, den Frauen die — neueste Pariser

Mode! — Wo endlich blieb das Volkslied, der uralt ewig neue Liederschatz, der alles Menschenwerden und -vergehen sänftigend wie in ein silbernes Gespinst verbarg! Hochzeit und Leichenfeier, Rache, Krieg und Untergang, Zecherübermut und Wandersinn, Reiterkeckheit, Kindsgefühl und Mutterlust atmeten und strömten in unerschöpflichen Liedern, bald zu heißer Tat entfachend, bald in den Schlummer des Vergessens wiegend. Man dichtete und sang beim Tanz, beim vollen Becher, bei Abschied und Wiederkehr, bei Weihung und Zauberspruch, im Dämmer der Spinnstuben, vor der Schlacht, an der Bahre des Gefallenen, man reizte sich auf durch Spottlieder, focht Zwiste in Wettgesängen aus, umwob mit dunkelheller Poesie Gebirge, Quell und Strauch, Haustier, Wild und Pflanze, Wolkenzug und Regenguß. Und was uns heute nachzufühlen fast schon versagt ist, sogar die Arbeit wurde zur Feier. Nicht im Wandern und bei festlichen Gelagen nur, man sang auch beim Winden des Ankers und zum Rhythmus des Ruderschlages, beim Tragen schwerer Lasten und beim Treideln der Schiffe, beim Binden der Fässer, zum Takt des Schmiedehammers, beim Streuen der Saat, beim Mähen, Dreschen, Mahlen der Körner, beim Flachsbrechen, Weben und Flechten. Nicht nur ergrauen ließ der „Fortschritt" das Leben, er hat es auch stumm gemacht. Doch nein — wir vergaßen, daß er dem toten Urgesang den Gassenhauer folgen ließ, die Ope-

rettenmelodie und süßliche Weise des Kabaretts, daß er die urgewachsenen Tonwerkzeuge wie die spanische Gitarre, italienische Mandoline, finnische Kantele, südslawische Gusle, russische Balalaika durch Klavier und Grammophon ersetzte!* So hätten wir denn beisammen die Früchte des „Fortschritts"! Wie ein fressendes Feuer fegte er über die Erde hin, und wo er die Stätte einmal gründlich kahl gebrannt, da gedeiht nichts mehr, solange es noch Menschen gibt! Vertilgte Tier- und Pflanzenarten erneuern sich nicht, die heimliche Herzenswärme der Menschheit ist aufgetrunken, verschüttet der innere Born, der Liederblüten und heilige Feste nährte, und es blieb ein mürrischkalter Arbeitstag, mit dem falschen Flitter lärmender „Vergnügungen" angetan. Kein Zweifel, wir stehen im Zeitalter des *Unterganges der Seele.*

Wie gäbe es aber unter solchen Umständen noch große Persönlichkeiten! Wir verkennen gewiß nicht den Wert der Erfindungsgabe an den Meistern der Technik, nicht des Rechentalents an den Fürsten des Großgewerbes; aber auch, wenn man dergleichen auf die nämliche Stufe höbe mit lebendiger Schöpferkraft, so bleibt es doch sicher, daß es niemals imstande wäre, das Leben zu bereichern. Die gescheiteste Maschine hat nur Bedeutung im Dienste eines Zweckes, nicht an sich selbst, und der umfangreichste Gewerbever-

* Wer noch Sinn für das Volkslied hat, dem möchten wir ans Herz legen das warmfühlende Buch von *Böckel*, Psychologie der Volksdichtung.

band der Gegenwart ist in tausend Jahren ein Nichts, indes die Gesänge Homers, die Weisheitsworte Heraklits, die Tonwerke Beethovens zum nie veraltenden Schatz des Lebens gehören. Wie traurig aber sieht es jetzt mit unserm Denker- und Dichtertum aus, das man einst mit Recht an uns rühmte! Wen haben wir noch, seit die Veteranen des Geistes und der Tat auf allen Gebieten von uns schieden: die Burckhardt, Böcklin, Bachofen, Mommsen, Bismarck, Keller, seit auch Nietzsche, einem letzten Auflodern alter Gluten vergleichbar, spurlos und ohne Nachfolge dahinging! Leer ist es auf dem Parnaß, in der Politik und in der Weisheitslehre geworden, von der ganz verrotteten Kunst zu schweigen. — Steigen wir gar auf den Plan des Alltags herab, so enthüllt sich die Redensart von „Persönlichkeit" und „Kultur" in ihrer ganzen Nichtigkeit.

Die meisten leben nicht, sondern *existieren* nur mehr, sei es als Sklaven des „Berufs", die sich maschinenhaft im Dienste großer Betriebe verbrauchen, sei es als Sklaven des Geldes, besinnungslos anheimgegeben dem Zahlendelirium der Aktien und Gründungen, sei es endlich als Sklaven großstädtischen Zerstreuungstaumels; ebenso viele aber fühlen dumpf den Zusammenbruch und die wachsende Freudlosigkeit. In keiner Zeit noch war die Unzufriedenheit größer und vergiftender. Gruppen und Grüppchen schließen sich rücksichtslos zusammen um Sonderinteressen, im zähen Erhaltungs-

kampfe stoßen hart aufeinander Gewerbe, Stände, Völker, Rassen, Bekenntnisse und innerhalb jedes Verbandes wieder voll Eigensucht und Ehrgeiz die Einzelmenschen. Und da der Mensch sich die Welt stets nach dem Bilde des eigenen Zustandes deutet, so glaubt er auch in der Natur ein wüstes Ringen um Macht zu sehen, wähnt sich im Recht, wenn er allein im „Kampf ums Dasein" überblieb, malt sich dieWelt nach dem Gleichnis einer großen Maschine, wo immer die Kolben nur stampfen, dieRäder schnurren müssen, damit „Energie" — man sieht nicht, zu welchem Ende — umgesetzt werde, und bringt es mit einem geschwätzigen sogenannten Monismus fertig, das billionenfältige Leben aller Gestirne umzufälschen und herabzuwerten zum bloßen Sockel des menschlichen Ichs. Wie man früher einmal die Liebe gepriesen oder die Entsagung oder gottrunkene Entrücktheit, so treibt man heute eine Art Erfolgsreligion und verkündet auf dem Grabe der Vorwelt jenen Kleinleuteglauben, den *Nietzsches* glühender Hohn vorweggenommen, als er seinen „letzten Menschen" mit *Augenblinzeln* sagen ließ: „Wir haben das Glück erfunden!"

Die seichten Irrtümer all dieser Systeme, Sekten und Richtungen werden freilich nicht von langer Dauer sein. — Die Natur kennt keinen „Kampf ums Dasein", sondern nur *den* aus der Fürsorge für das Leben. Viele Insekten sterben nach dem Begattungs-

vorgang, so wenig legt die Natur auf Erhaltung Gewicht, wenn nur in ähnlichen Formen die Woge des Lebens weiterrollt. Was ein Tier das andre jagen und töten läßt, ist das Bedürfnis des Hungers, nicht Erwerbssinn, Ehrgeiz, Machtgelüste. Hier klafft ein Abgrund, den keine Entwicklungslogik je überbrücken wird. Nie wurden denn Arten durch andre ausgerottet, da jedem Zuviel auf der einen Seite alsbald der Rückschlag folgt, indem durch stärkere Lichtung der Beute dem Feinde die Nahrung ausgeht; sondern ihr Wechsel vollzog sich in riesenhaften Zeiträumen aus planetarischen Gründen und führte eine beständige *Vermehrung* der Unterformen herbei. Die Vertilgung Hunderter von Arten in wenigen Menschenaltern läßt keine Vergleichung zu mit dem Aussterben etwa der Saurier oder des Mammuts. — Ganz geistverlassen vollends ist die Übertragung physikalischer Mengengesetze wie dessen von der Erhaltung der Kraft auf Fragen des Lebens. Noch hat die Retorte keine lebende Zelle hervorgebracht, und *wenn* sie es täte, so geschähe es nicht durch eine Verknüpfung von „Kräften", sondern weil auch die chemischen Stoffe schon Leben bargen. Leben ist beständiger Wiedererneuerung fähige *Form;* löschen wir diese aus, indem wir die Art vertilgen, so ist die Erde für alle Zeiten um sie verarmt, unbeschadet der sogenannten Erhaltung der Kräfte. — Solche Irrlehren werden, wie gesagt, verschwinden, nicht aber die Folgen des realen Ereignis-

verlaufes, von dem alle Lehrbegriffe ja doch nur der gedankliche Schatten sind. In nichts findet die Meinung derer eine Stütze, welche die geschehene Zerstörung für den Nebenerfolg vorübergehender Zustände halten, auf die eine wiederaufbauende Tätigkeit folgen werde. Damit kommen wir zum *Sinn* einer Vorgangsfolge, die man die „Weltgeschichte" zu heißen pflegt.

Man verfehlt ihn gründlich, wenn man ihn sucht in den Leistungen des „reinen Verstandes". Wir müssen uns der allzu harmlosen Ansicht entschlagen lernen, die Erkenntnis wachse durch die Gelehrten aus sich selbst und jedes Folgegeschlecht mehre in Wissen und Können nur eben die Erbschaft aller verflossenen. Daß die Griechen nicht drahten, kabeln und funken konnten, erklärt das gewöhnliche Vorurteil aus ihrem Minder an physikalischer Wissenschaft. Allein sie bauten Tempel, meißelten Bildsäulen, schnitten Gemmen von einer Schönheit und Zartheit, wie sie uns nicht mehr beschieden ist, die wir doch künstlichste Instrumente zusammenfügen! Ohne Versuche zu machen und gestützt auf alltägliche Wahrnehmungen, hinterließen sie Lehrgebäude der Weisheit, die das Denken der abendländischen Menschheit anderthalb Jahrtausende völlig und noch jetzt zum großen Teil bestimmen. Die lehrbare Tugend des Sokrates kehrt etwas magerer wieder im „kategorischen Imperativ" Kants, die platonische Ideenlehre in der Ästhetik

Schopenhauers, das Gedankengerüst der chemischen Atomistik stammt von Demokrit! Ist es angesichts dessen wahrscheinlicher, daß sie Physik nicht trieben aus Unvermögen oder aber, weil sie es garnicht *wollten*, und dürfte nicht ihre Mystik mancherlei Einsicht bergen, die *wir verlernten*?! Ein andres Beispiel: Dem uralten Kulturvolk der Chinesen wären noch heute alle neuzeitlichen Erfindungen fremd, hätten nicht wir sie ihm aufgenötigt. Schlagen wir aber einen ihrer großen Philosophen auf, die vor drittehalb Jahrtausenden blühten, einen Laotse oder Liä Dsi, so spricht uns ein solcher Tiefsinn der Weisheit an, daß in Vergleichung damit sogar ein Goethe zum Stümper wird. Wenn sie die Wissenschaft *nicht* besaßen, mit deren Hilfe man Kanonen baut, Gebirge sprengt, künstliche Butter macht, so liegt die Annahme näher, daß sie daran kein *Interesse* hatten. Hinter der Erkenntnisbemühung stehen fordernd und lenkend die *Zwecke* der Menschheit, und nur aus der Richtung dieser können wir jene verstehen. — Damit die fortschrittliche Forschung der Neuzeit einsetzen konnte, mußte der große Gesinnungswandel vollzogen sein, dessen Ausübungsweise man *Kapitalismus* nennt.

Daß die glänzenden Errungenschaften der Physik und Chemie einzig dem Kapital gedient, darüber besteht für denkende Köpfe heute kein Zweifel mehr; aber nicht einmal schwer zu erweisen wäre die gleiche Richtung in den herrschenden Lehren selbst. Die

unterscheidend besondere Leistung der neueren Wissenschaft, die Ersetzung aller Arteigenschaften durch das bloße *Mengenverhältnis*, wiederholt nur im Sinne der Erkenntnisgestaltung das Grundgesetz einer Willensführung, welche den schimmernden Farbenreichtum *seelischer* Werte: des Blutes, der Schönheit, Würde, Inbrunst, Anmut, Wärme, Mütterlichkeit, dem *erschlichenen* Wert jener eingebildeten Macht geopfert, die sich *meßbar verkörpert im Geldbesitz*. Man hat ja dafür auch das Wort „Mammonismus" geprägt; allein wohl nur wenige sind sich bewußt geworden, daß dieser Mammon ein wirkliches *Wesen* ist, das sich der Menschheit als eines Werkzeugs bemächtigt, um das Leben der Erde auszutilgen. Darüber sei noch ein aufschlußgebendes Wort erlaubt.

Wenn schon „Fortschritt", „Zivilisation", „Kapitalismus" nur verschiedene Seiten einer einzigen Willensrichtung bedeuten, so mögen wir uns erinnern, daß deren Träger ausschließlich die *Völker der Christenheit* sind. Nur innerhalb ihrer wurde Erfindung auf Erfindung gehäuft, blühte die „exakte", will sagen die zahlenmäßige Wissenschaft und regte sich rücksichtslos der Erweiterungsdrang, der die außerchristlichen Rassen knechten und die gesamte Natur verwirtschaften will. *Im Christentum also müssen die nächsten Ursachen des weltgeschichtlichen „Fortschritts" liegen.* Nun hat zwar das Christentum immer Liebe gepredigt, allein man betrachte diese Liebe genauer, und

man wird finden, daß sie imgrunde nur mit überredendem Wort vergolde ein bedingungsloses „Du sollst" der *Achtung*, und zwar *allein* des Menschen, des Menschen in vergötterter Gegenstellung zur gesamten Natur. Mit Menschheitsgeltung oder „Humanität" verschleiert das Christentum, was es eigentlich meint: daß alles übrige Leben wertlos sei, außer sofern es dem Menschen *diene*! Seine „Liebe" hat es vordem nicht gehindert, mit tödlichem Haß den Naturdienst der Heiden zu verfolgen, und hindert es heute nicht, mit Geringschätzung die heiligen Bräuche kindlicher Völker abzutun. Der Buddhismus verbietet bekanntlich die Tötung von Tieren, weil auch das Tier mit uns desselbigen Wesens sei; der Italiener, dem man mit solchem Einwand käme, wenn er Tiere zu Tode martert, antwortet „senza anima" und „non è christiano"; denn für den gläubigen Christen gibt es ein Daseinsrecht nurmehr des Menschen. Den altertümlichen Frommsinn, der auch mit dieser Lehre einmal einhergegangen und immer noch Sprossen treibt in den Hütten des Volkes, verwehrte sie ihren Bannerträgern und erweckte hingegen und ließ zu weltverfinsternder Macht gedeihen jenen furchterregenden Größenwahn, der noch den blutigsten Frevel am Leben für zulässig, ja geboten hält, wofern er nur menschlichen „Nutzen" fördert. Der Kapitalismus samt seinem Wegbereiter, der Wissenschaft, ist in Wirklichkeit eine Erfüllung des Christentums, die Kirche gleich ihm nur ein In-

teressenverband, und das „Monon" einer entgötterten Sittlichkeit meint ebendieselbe Eins des lebenverfeindeten Ichs, die im Namen der *alleinigen* Gottheit des *Geistes* der nicht auszuzählenden Götter*vielheit* der *Welt* den Krieg erklärte, nur aber heute mit einem erblindeten All-Gedanken verkuppelnd, was ehedem wenigstens wahrheitsgemäß mit drohender Richtergebärde dem All gegenübertrat.

„Alle jene Blüten sind gefallen
Von des Nordes winterlichem Wehn.
*Einen* zu bereichern unter allen,
Mußte diese Götterwelt vergehn."

Der eine aber, der sich bereichert wähnte, wenn er die Blüten in den Staub trat, ist, wie nun deutlich wurde, der *Mensch als Träger des rechenverständigen Aneignungswillens*, und die Götter, die er vom Baume des Lebens trennte, sind die immer sich wandelnden *Seelen der Sinnenwelt*, von der er sich losgerissen. Die Bilderfeindschaft, die das Mittelalter selbstgeißlerisch im Innern nährte, mußte nach außen treten, sobald sie ihr Ziel erreicht: den Zusammenhang aufzuheben zwischen dem Menschen und der Seele der Erde. In seinen blutigen Streichen gegen sämtliche Mitgeschöpfe vollendet er nur, was er zuvor sich selbst getan: das *Verwobensein* in die bildernde Vielgestalt und unerschöpfliche Fülle des *Lebens* hinzuopfern für das heimatlose *Darüberstehen* einer weltabscheidenden

*Geistigkeit.* Er hat sich zerworfen mit dem Planeten, der ihn gebar und nährt, ja mit dem Werdekreislauf aller Gestirne, weil er besessen ist von einer vampyrischen Macht, die in den „Gesang der Sphären" als ein schneidender Mißton fuhr. An dieser Stelle aber wird es klar, daß in einem noch viel älteren Entwicklungsgange das Christentum nur eine Epoche bedeutet, durch die ein lange zuvor Begonnenes ruckartig seinen Abschluß und zumal für Europa die werbende Form empfing.

Die Kraft nämlich, die aus dem Menschen sich gegen die Welt aufbäumt, ist genau so alt wie die — „Weltgeschichte"! Der „Geschichte" genannte Entwicklungsgang, der aus der Kreisbahn des Geschehens hinausführt und fürder nicht zu vergleichen ist dem Schicksal sonstiger Lebewesen, beginnt in eben dem Augenblick, wo der Mensch den Zustand des „Paradieses" verliert und unversehens mit entfremdeten Blicken in nüchterner Helle *draußen* steht, entrissen dem unbewußten Zusammenklange mit Pflanzen und Tieren, Wässern und Wolken, Felsen, Winden und Sternen. Die Sagen beinahe aller Völker der Welt lassen uns blutige Kämpfe schon in vorgeschichtlicher Zeit vermuten zwischen den eine neue Ordnung bringenden „Sonnenhelden" und den chthonischen Schicksalsmächten, die in der Folge müssen hinuntertauchen in eine lichtverlassene Unterwelt. Hat doch ein Jesuit in wunderlicher, aber lehrreicher Verkehrung des

Sachverhalts die Sage von den Taten des griechischen Herakles des vorwegnehmenden Diebstahls bezichtigt am Lebensgange des christlichen Erlösers! Dies aber ist überall der eine und selbe Sinn jener Neugestaltung, mit der die „Geschichte" anfängt: daß über die Seele sich erhebe der *Geist*, über den Traum die begreifende *Wachheit*, über das Leben, welches wird und vergeht, ein auf Beharrung gerichtetes *Wirken*. Im Jahrtausende vorher eingeleiteten Werdegang der Geistentfaltung war das Christentum nur der letzte und entscheidende Schub, demzufolge die Entwicklung aus dem Zustand der noch ohnmächtigen Erkenntnis heraustretend — dem Zustande des „gefesselten Prometheus", den Herakles frei machte! — nun auch den Willen durchdrang und in den mörderischen Taten, von denen seither die geschichtlichen Völker *ununterbrochen* widerhallen, für jeden nicht völlig Verblendeten offenbarte: *daß eine außerweltliche Macht in die Sphäre des Lebens einbrach.*

Dafür die Augen zu öffnen, ist das einzige, was wir vermögen. Wir sollten endlich aufhören zu vermengen, was im Tiefsten gespalten ist: die Mächte des Lebens und der Seele mit denen des Verstandes und des Willens. Wir sollten einsehen, daß es zum *Wesen* des „rationalen" Willens gehöre, den „Schleier der Maya" in Fetzen zu reißen, und daß eine Menschheit, die sich solchem Willen anheimgegeben, in blinder Wut die eigene Mutter, die Erde, verheeren müsse,

bis alles Leben und schließlich sie selbst dem Nichts überliefert ist.

Keine Lehre bringt uns zurück, was einmal verloren wurde. Zur Umkehr hülfe allein die *innere Lebenswende*, die zu bewirken nicht im Vermögen von Menschen liegt. Wir sagten oben, die alten Völker hätten kein Interesse gehabt, die Natur durch Versuche auszuspähen, sie in Maschinen hineinzuknechten und listig durch sich selbst zu besiegen; jetzt fügen wir hinzu, sie hätten es als *ἀσέβεια*, Verruchtheit, verabscheut. Wald und Quell, Fels und Grotte waren für sie ja heiligen Lebens voll; von den Gipfeln hoher Berge wehten die Schauer der Götter (darum, nicht aus Mangel an „Naturgefühl", bestieg man sie nicht!), Gewitter und Hagelschlag griffen drohend oder verheißend in das Spiel der Schlachten ein. Wenn die Griechen einen Strom überbrückten, so baten sie den Flußgott für die Eigenmächtigkeit des Menschen um Verzeihung und spendeten Trankopfer; Baumfrevel wurde im alten Germanien blutig gesühnt. Fremd geworden den planetarischen Strömen sieht der heutige Mensch in alledem nur kindlichen Aberglauben. Er vergißt, daß die deutenden Phantasmen verwehende Blüten waren am Baum eines Innenlebens, welches tieferes Wissen barg als all seine Wissenschaft: das Wissen von der *weltschaffenden Webekraft allverbindender Liebe*. Nur wenn *sie* in der Menschheit wiederwüchse, möchten vielleicht die Wunden ver-

narben, die ihr muttermörderisch der Geist geschlagen. —

Kaum hundert Jahre sind es her, daß sie, wie aus heimlichen Brunnen der Tiefe in vielen Herzen wirklich aufs neue emporquollen, die unvergeßlichen Träume jener jünglingshaften Weisen und Dichter trug, die man mißverstehend „Romantiker" nennt. Ihre Hoffnungen trogen, der Sturm ist verrauscht, ihr Wissen verschüttet, die Flut verebbt und „die Wüste wächst". Aber gleich ihnen bereit, an Wunder zu glauben, wollen wir es für möglich halten, daß ein kommendes Geschlecht doch noch verwirklicht sehe, wovon mit den Worten des Sehers die Geburtswehen *Eichendorff* in „Ahnung und Gegenwart" also geschildert hat: „Mir scheint unsre Zeit dieser weiten, ungewissen Dämmerung zu gleichen! Licht und Schatten ringen noch ungeschieden in wunderbaren Massen gewaltig miteinander, dunkle Wolken ziehn verhängnisschwer dazwischen, ungewiß ob sie Tod oder Segen führen, die Welt liegt unten in weiter, dumpfstiller Erwartung. Kometen und wunderbare Himmelszeichen zeigen sich wieder, Gespenster wandeln wieder durch diese Nächte, fabelhafte Sirenen selber tauchen wie vor nahen Gewittern von neuem über den Meeresspiegel und singen, alles weist wie mit blutigem Finger warnend auf ein großes, unvermeidliches Unglück hin. *Unsre* Jugend erfreut kein sorglos leichtes Spiel, keine fröhliche Ruhe wie unsre Väter, uns

hat frühe der Ernst des Lebens gefaßt. Im Kampfe sind wir geboren und im Kampfe werden wir überwunden oder triumphierend untergehn. — *Denn aus dem Zauberrauche unsrer Bildung wird sich ein Kriegsgespenst gestalten, geharnischt, mit bleichem Totengesicht und blutigen Haaren;* wessen Auge in der Einsamkeit geübt, der sieht schon jetzt in den wunderbaren Verschlingungen des Dampfes die Lineamente dazu aufringen und sich leise formieren. Verloren ist, wen die Zeit unvorbereitet und unbewaffnet trifft; und wie mancher, der weich und aufgelegt zu Lust und fröhlichem Dichten sich so gern mit der Welt vertrüge, wird wie Prinz Hamlet zu sich selber sagen: Weh, daß ich zur Welt, sie einzurichten, kam! Denn aus ihren Fugen wird sie noch einmal kommen, *ein unerhörter Kampf zwischen Altem und Neuem beginnen, die Leidenschaften, die jetzt verkappt schleichen, werden die Larven wegwerfen, und flammender Wahnsinn sich mit Brandfackeln in die Verwirrung stürzen, als wäre die Hölle losgelassen, Recht und Unrecht, beide Parteien, in blinder Wut einander verwechseln* — Wunder werden zuletzt geschehen um der Gerechten willen, bis endlich die neue und doch ewig alte Sonne durch die Greuel bricht; die Donner rollen nur noch fernab an den Bergen, die weiße Taube kommt durch die blaue Luft geflogen, und die Erde hebt sich verweint wie eine befreite Schöne in neuer Glorie empor."

# BEWUSSTSEIN UND LEBEN
## 1915

DAS Wort Bewußtsein pflegt doppelt verstanden zu werden: als der Inbegriff alles Erlebens und als das auf das Erleben gerichtete Bemerken. Im Erleben sind wir *darin*, es bemerkend und erfassend stehen wir *außerhalb seiner*. Jenes hat Wirklichkeit für sich, dieses hat Wirklichkeit nur mit Bezug auf das andre. Das Leben bedarf nicht des geistigen Erfaßtwerdens, um da zu sein, das geistige Erfassen aber bedarf eines lebendigen Geschehens, damit es in Wirksamkeit trete. Angesichts dessen ist es für die Lehre vom Bewußtsein von grundlegender Bedeutung, ob man jenen oder diesen Zustand mit dem Worte bezeichnen will. Nun meint der Name selbst — ein subjektivisch gebrauchter Infinitiv zur Aussage: ich bin mir bewußt (einer Sache) — unfraglich das Bemerken, und es wäre gewiß nur begrüßenswert, daß der wissenschaftliche Sprachgebrauch in erfreulicher Übereinstimmung mit dem volksmäßigen tatsächlich nur diese Bedeutung *verwertet* hat. Leider tat er es aber ohne Bewußtsein davon, dergestalt daß die ganze Psychologie auf einem *πρῶτον ψεῦδος* errichtet wurde, wie es folgenschwerer überhaupt nicht gedacht werden kann. Bevor wir das dartun, ist hier eine Einschaltung nötig.

Auch wenn Bewußtsein geistiges Erfassen ist, gibt es zweierlei Arten von Nichtbewußtsein: in der Sprache der heutigen Wissenschaft das im engeren Sinne Un*bewußte* und das Un*beachtete*. Einige Beispiele, deren das einschlägige Schrifttum übrigens zu

vielen Dutzenden bietet, mögen dem Leser den Unterschied ins Gedächtnis rufen. Niemand hat ein augenblickliches Bewußtsein von allem, was er jemals erlernte, obschon es irgendwie „unbewußt“ in ihm bereitliegt, um auf geeignete Fragen „in sein Bewußtsein zu treten“. Hier zielt die Kennzeichnung eines an sich charakterologischen Tatbestandes, nämlich unsres Erfahrungsbesitzes, als eines „unbewußten“ offenbar nur darauf ab, ihn zum Bewußtsein in die Beziehung eines ihm jederzeit verfügbaren Kapitals zu setzen. Anders liegt es, wo wir zwar augenblicklich erleben, aber nicht auch zugleich das Erlebnis beachten. In die Lektüre eines spannenden Romans vertieft, „überhört“ einer, wie man zu sagen pflegt, das Schlagen einer vor ihm befindlichen Uhr oder: mit seinem Bewußtsein allein und ausschließlich bei der Geschichte, hat er nicht Zeit zu bemerken, daß er inzwischen eiskalte Füße bekam. Erlebt hat er gleichwohl beides. So mag es geschehen, daß er sich später an das Schlagen der Uhr *erinnert*, und so liefern die kalten Füße sicher ihren Beitrag zu seiner Stimmung des Unbehagens, die er vielleicht schon umsonst sich zu deuten suchte. Um noch ein andres Gebiet zu berühren: je mehr uns ein Ereignis gemütlich bewegt, umso weniger sind wir imstande, unserm Zustand selbst Beachtung zu schenken: man „vergißt sich“, mit einer lehrreichen Wendung gesprochen, aus Zorn, aus Schrecken oder im Überschwang stürmischer Freude.—

Nach diesem flüchtigen Überblick sind wir schon hinreichend vorbereitet, um abermals an einem Beispiel, aber von weltgeschichtlicher Tragweite, abzumessen, inwiefern der Bewußtseinsbegriff zu einer Quelle sich ins Unendliche vermehrender Irrtümer wurde.

Nicht mit Unrecht stellt man gern an den Anfang der neuzeitlichen Geistesentwicklung die berühmte Formel des *Descartes:* cogito ergo sum. Es wäre nun zwar nicht im Sinn ihres Prägers, wenn man sie ohne Erläuterung mit „ich denke, also bin ich" übertrüge. Wir haben nämlich unter dem „cogitare" nach Descartes nicht etwa nur das denkende, sondern gleicherweise auch das empfindende, fühlende, wollende, ja träumende, kurz das *Bewußtsein überhaupt* zu verstehen. Allein darüber kann kein Zweifel sein, daß der Philosoph nicht sowohl das Empfinden, Vorstellen, Fühlen als vielmehr das *bemerkte* Empfinden, Vorstellen, Fühlen im Auge hat. Nur wer die entscheidende Bewußtseinstat im urteilenden Erfassen erblickt, kann den Satz verfechten: mens est res cogitans. Indem er aber (aus Gründen, deren Erörterung uns tief in die Betrachtung der menschlichen Geistesentwicklung führen würde) garnicht auf den Gedanken kommt, beides auseinanderzuhalten, *verwechselt* er unser Bewußtsein davon mit dem Erleben selbst und hat solcherart sich und aller Folgezeit mit seinem Bewußtseinsbegriff den Weg verbaut zu dem ihn erst sinnvoll machenden Begriff des *Lebens.*

Überlegen wir uns doch einmal, was uns an der Cartesischen Formel weit mehr überraschen sollte als die Vormachtstellung, die sie dem Selbst vor der Sache einräumt. Der Philosoph spricht vom Bewußtsein, als dächte er dabei an den Inbegriff alles Erlebens, aber er *meint* das darauf gerichtete Erfassen. Das Urteilsvermögen *an die Stelle* des Erlebens setzend, opfert er unsre ganze Innerlichkeit dem bloßen Erkennen! Mit der hervorragenden Folgerichtigkeit, die ihn auszeichnet, scheut Descartes nicht davor zurück, die Konsequenzen namhaft zu machen: die ganze Welt ein rechenbarer Kräftezusammenhang — die Tiere seelenlose Maschinen — die Gemütsbewegungen, welche doch auch wir Menschen teilen, eine Art Geisteskrankheit, perturbationes animi! Solchen Klarstellungen gegenüber konnte allerdings der sogar leidenschaftliche Widerspruch nicht ausbleiben. Allein, eingefangen in die Scheinantithese des cogitare und esse, bestreitet er nur die Vormacht des Bewußtseins vor dem Sein mit der ebenso unfruchtbaren, leider jedoch überdies noch volkstümlichen Gegenbehauptung, daß vielmehr das Sein die Grundlage des Bewußtseins bilde. So hat sich seither aufs äußerste der Streit verschärft der beiden uralten Heerlager der Metaphysik, der „Materialisten" und der „Idealisten", hinter deren nie auszutragendem Ringen man möchte meinen ein böser Genius der Täuschung dem Forschungstrieb zu verdecken sucht, was weder cogitare noch esse,

weder Geist noch Materie, aber für zeitliche Wesen wichtiger als beides ist: nämlich das Leben!

Ob wir aus dem Geiste den Stoff oder aus dem Stoffe den Geist erklären oder endlich beide nach Art einer ursprünglichen Polarität behandeln, wie es die Glaubenslehre vom „psychophysischen Parallelismus" tut, das alles vermag uns nicht wiederzubringen, was wir von vornherein in unserm Rechenansatz vergaßen: die Wirklichkeit des *Lebens*. Der Geist erkennt, das Sein ist, aber nur das Leben lebt! Jene beiden sind außerzeitlich und allgemein, nur dieses ist zeitlich und individuell, und ohne es wüßten wir als zeitliche Geschöpfe, die wir sind, weder vom Geist noch von der Materie. Doch wir sehen von den Lehrmeinungen der Schule ab und kehren zur Frage nach dem Wesen des Bewußtseins zurück.

Nicht der Strom des Erlebens ist Bewußtsein, sondern solches entsteht, sofern er vom Blitzlicht des Erfassens getroffen wird. Blicken wir, um dessen auch erfahrungsmäßig gewiß zu werden, auf die Formen hin, in denen Leben oder wenigstens organisches Leben zur Erscheinung kommt. Da sind z. B. die Pflanzen. Keine Zeit und kein Volk hat je daran Zweifel gehegt, daß sie lebendig seien; ja das unverbildete Denken teilt mit dem urvölkerlichen die Neigung, grade im üppig quellenden Pflanzenwuchs etwa des Urwaldes mehr noch die Fülle des Lebens zu erschauen als in der unruhigen Bewegtheit des Tieres, und der vorgeschichtlich fast allgemein verbreitete

Baumkult hat eben darin seine Wurzel. Niemand indes, der nicht schon ganz dem oben beregten Irrtum erlag, wird darum der Pflanze Bewußtsein beimessen, indem er sie ausgerüstet denkt mit der Gabe des Erfassens, sei es für den Sonnenstrahl, sei es gar für das eigene Lichterlebnis. — Dies leitet uns sogleich zu einem Punkte weiter, wo Erkennen und Leben handgreiflich auseinandertreten.

Die Bauelemente des Lebens sind in Pflanze wie Tier bekanntlich gleicherweise die Zellen. Stets haftet das Leben am Zellenkörper; aber als solches ist es dem Bewußtsein völlig und für immer verschlossen. Greift doch in einem jeden von uns durch Millionen Tode und Geburten vergänglicher Einzelwesen das Zellenleben ohne die allerkleinste Unterbrechung zurück bis zum ersten Protoplasmaklümpchen des planetarischen Urmeers, wohingegen unser bewußtes Erinnern nicht einmal mehr das Embryonalleben des Körpers im Mutterleibe, geschweige die Erlebnisse unsrer Voreltern aufbewahrt. Während das Leben in uns nur die jeweils augenblickliche Stirnseite eines unaufhaltsam weiterdringenden Stromes ist, der lückenlos zurückreicht bis in das Bildungszeitalter der kristallinen Schiefergesteine, so sieht das Bewußtsein sich eingeschränkt auf die im Vergleich damit buchstäblich verschwindende Spanne der Daseinsdauer des Einzelmenschen. Möchte man es für möglich halten, daß dennoch Leben und Bewußtsein verwechselt wurden?

Indessen, wir brauchen nicht einmal nach außen zu blicken, um es bestätigt zu finden, daß Bewußtsein nur dem Wetterleuchten gleiche, welches wieder und wieder über den Wassern des Lebens aufflammt, jeweils einen engen Umkreis erhellend, die fernen Horizonte aber in ihrem bewußtseinsfremden Dunkel belassend, weil wir davon alltäglich aus uns selber Kunde haben. Wenn die vermeinte Seelenkunde der Gegenwart den ganzen Bereich der „Sehergaben", begonnen von Ahnung, Traum, Instinkt bis zu Ferngefühl, Hellseherei und schauendem Somnambulismus — von der weit erleuchteteren Romantik unter dem Begriffe des nachtpolaren Bewußtseins zusammengefaßt — teils der sog. okkultistischen, teils der medizinischen Halbwisserei überlassen mußte, so ist das der Ausdruck nicht einer bloßen Lücke, sondern einer halbseitigen Gelähmtheit des Denkens, die ihren Grund hat in der intellektualistischen Verkennung des Lebens. An erster Stelle sollte nämlich die Einsicht stehen, daß es zur Natur des denkenden Bewußtseins gehöre, einem rhythmischen Wechsel unterworfen zu sein von Aufleuchten und Wiederverlöschen, Ergreifen und Ergriffenheit, Wachsein und Schlaf. In ununterbrochener Stetigkeit fließt ja auch das Einzelleben, wennschon nur die kurze Zeitstrecke lang zwischen Geburt und Tod; dahingegen sein Begleiter in uns, das Bewußtsein, sinkt für ein Drittel jedes Tages gewissermaßen entkräftet zusammen, so zwar, daß wir im

nächtlichen Schlaf weder vom eigenen Ich noch von der Welt da draußen wissen. Kein mehr beweisendes Zeugnis könnte ersonnen werden für die Wesensverschiedenheit von Bewußtsein und Leben. Wer beide zusammenwirft, müßte folgerichtig behaupten wollen, daß der Schlafende tot sei und an jedem Morgen wiedererstehe. Allein so wenig sind wir schlafend dem Tode näher, daß die heilenden, wiederherstellenden, erhaltenden Lebensmächte vielmehr niemals wirkungsfähiger als im Tiefschlaf sind, wovon uns wiederum die sagenbildende Vorzeit kündet, indem sie aus Träumen in Höhlen der Erdgötter und asklepiadischen Tempeln Winke und Vorzeichen schöpfte für eine glückbringende Lebenshaltung und vor allem Regeln zur Wiedererlangung der Gesundheit für ihre Kranken. Wir wissen das alle, wenn es auch mancher über dem Lärm seines tagwachen Denkens vergessen hat. Selbst Menschen von immer rechenbereiter Nüchternheit werden sich wenigstens aus ihrer Jugend erinnern, daß es ein Erwachen gibt, wo die Seele sich wie aus schützenden Mutterarmen an das unerbittliche Licht gerissen glaubt und im Gefühl eines rätselhaften Heimwehs der verborgenen Schätze ihres nächtlichen Lebens ahnungsvoll innewird. Der Offenbarungsgehalt solcher Stimmungen ist es, den die Märchen vom verlorenen Paradies und jenem goldenen und silbernen Zeitalter deuten, wo nach dem Ausdruck des *Hesiod* die Menschen ewigen Kindern

glichen oder auch der im Boden haftenden Pflanze. Inzwischen gleich Herakles vor die Wahl zwischen Leben und Geist gestellt, hat die Menschheit wie er den Weg des Denkens und Wollens bevorzugt und fand gleich ihm auf diesem Wege Leiden, Mühsal und furchtbare Abenteuer. — —

Wir haben gezeigt, daß Leben eines und Erfassen ein andres ist, und wir gewannen so das unterscheidende Merkmal des Bewußtseins. Jetzt wollen wir darzulegen versuchen, was daraus für das Wesen des Lebens folge und welcher Neugestaltung die gesamte Naturwissenschaft bedürfte, wenn es ihr jemals gelingen soll, der Mechanik eine Lehre vom Leben an die Seite zu stellen. Zu dem Behufe beginnen wir mit der Widerlegung des Glaubenssatzes, es sei auch das Leben etwas Mechanisches und es habe insbesondere der lebendige Leib den Charakter einer verwickelten Maschine.

Versuchen wir einmal, uns ganz hineinzuversetzen in die Tat des Erfassens, und wählen wir dazu deren einfachste und zugleich ihre grundlegende Form: die Wahrnehmung. Was nehmen wir eigentlich wahr? Das scheint eine wunderliche Frage zu sein, und man wird uns vielleicht entgegnen, darauf könne gar keine allgemeine Antwort gegeben werden. Soweit nur irgend unsre Sinne reichten, folge auch unser Wahrnehmen nach und erschließe uns unzählige Gegenstände: den Raum, der alles wie ein Behälter umfasse,

die grenzenlose Mannigfaltigkeit der Sachen wie Steine, Pflanzen, Tiere, Menschen, Häuser, Länder, Berge, Wolken, Wässer, Gestirne, endlich die gleichermaßen vielgestaltigen Bewegungen dieser und andrer Dinge. Solche Antwort hätte uns, wiewohl ohne Absicht, doch schon gesagt, was zu wissen uns von Interesse wäre. Alles nämlich, was sie aufzählt und weiter noch aufzählen könnte, sind *Dinge* oder mindestens dingartige Gegenstände. Wir wahrnehmen Dinge und dingliche Vorgänge, das Ruhen und Sichbewegen, Sichnähern und Sichentfernen, Kommen und Gehen, dergestalt daß wir es nicht einmal auszudenken vermöchten, wie wir irgend noch andres sollten wahrnehmen können.

Für diejenigen, die sich mit den einschlägigen Fragen bereits näher befaßten, sei hier eine Zwischenbemerkung erlaubt. Seit *Locke* ist immer wieder gelegentlich von einer „inneren" Wahrnehmung die Rede, durch die wir ähnlich von den Geistern und ihren Tätigkeiten erführen wie durch die äußere von sinnlichen Gegenständen. Wir sind demgegenüber mit der Mehrzahl auch der heutigen Seelenforscher der Meinung, daß wir nicht durch Wahrnehmung, sondern durch Selbstbesinnung vom Innern Kenntnis nehmen. Allein gesetzt, es wäre wirklich der Fall, so hätte das solcherart Gewahrte doch abermals den Wirklichkeitscharakter von Gegenständen. Zwar wären es nun nicht Räume, Bewegungen, Körper, sondern Geister und

ihre Taten des Urteilens, Meinens, Wollens; aber sie glichen doch darin wieder den Dingen, daß sie wie diese uns „gegenüberständen“ als im Ablauf der Zeit unabänderlich feste Objekte. Soviel von der „inneren“ Wahrnehmung.

Was vom wahrnehmenden Erfassen, das gilt nun vom Erfassen überhaupt: es bezieht sich auf Gegenstände und auf nichts außerdem. Das will aber sagen, *daß wir durch bloßes Erfassen niemals die geringste Kunde vom Leben gewännen.* Stellen wir uns einen Geist vor, der nichts als Geist, reiner, völliger Geist wäre, wie es unter anderem das Christentum vom göttlichen Wesen lehrt, so hätte seine Allwissenheit, ob sie gleich die unendliche Zukunft vorausbemäße, doch eine Schranke. Ein solcher Geist sähe und wüßte alles, nur grade vom Leben wüßte er nichts. Er nähme die Körper und ihre Vorgänge wahr, dränge auch sofort in ihr innerstes Gefüge ein und würde mit *einem* Blick erfassen, was wir vom Spiel der Atome und Fluiden mühsam in Jahrhunderten erforschten; nur darauf könnte er nicht verfallen, in diesem Regen und Bewegen ein Lebendiges zu vermuten. Das Hin und Her der kriechenden, laufenden und fliegenden Tiere wäre ihm grundsätzlich nicht verschieden vom Fallen des Steines, Wehen des Windes, Wellenschlagen des Wassers; die Formveränderungen der wachsenden Pflanzen nicht von den Formveränderungen des allmählich zerbröckelnden Gebirges. Jenes wie dieses hätte für

ihn nur die Daseinsform mechanisch bewegter Dinge und Molekeln. Unversteckbar lägen vor ihm allerdings auch die Geister da, offen in ihren geheimsten und sogar in ihren noch ungeborenen Regungen. Aber wiederum käme er ganz gewiß nicht auf den Gedanken, sie mit den Körpern in irgendwelche Verbindung zu setzen. Raumlos und ortlos, wie sie sind, wären sie überall und nirgends. Weder erschiene das Geistige als eine Lebensäußerung des Körperlichen, noch auch das Körperliche als Wirkungsbereich des Geistigen. Die Welt zerfiele in zwei einander völlig entfremdete Hälften: eine körperlos geistige und eine körperhaft mechanische, und es mangelte ihr, um einen Goethevers zu variieren, „das lebendige Band"!

Das hier Ausgemalte ist keine Phantasie, sondern nur eine etwas unehrerbietige Wiedergabe der Grundüberzeugung, die im wesentlichen schon seit *Platon*, offenkundig und entschieden aber erst seit der Renaissance das philosophische Denken beherrscht. Auf der einen Seite die Materie, auf der andern der Geist — jene räumlich und körperhaft, dieser unräumlich und körperlos — jene mechanischen „Gesetzen" gehorchend, dieser aus eigener „Freiheit" handelnd. Es ist dieselbe Zerklüftung des Weltbildes, die uns begegnete im Cartesischen cogitare und esse und die wir zum Ausgangspunkt des Beweises nahmen, daß man vom Leben keinen Begriff bekomme, wenn man es mit dem Bewußtsein verwechsle. Jetzt sind wir

einen Schritt weiter gegangen und haben festgestellt, daß es zur Natur des Erfassens gehöre, *nur Sachen und Mechanismen erfassen zu können.* Nicht allein unfähig, von sich aus Leben zu finden, hat das denkende Bewußtsein überdies noch die Eigenschaft, das Leben zu töten! Auf was immer der Strahl des Geistes fällt, es verwandelt sich unter ihm augenblicklich in die bloße Sache, in das zählbare Denkobjekt, das mit andern Objekten nurmehr „mechanisch" zusammenhängt. Der scheinwidrige Satz eines neueren Weisen „Wir nehmen nur Totes wahr" spricht in lapidarer Form eine tiefsinnige Erkenntnis aus.

Sind aber „mechanisch" und „leblos" Wechselbegriffe, so werden wir nicht mehr (nach Art mancher gutwilligen „Biologen" von heute) die Gedankenlosigkeit begehen, an gewissen Vorgängen des lebendigen Leibes den Nachweis zu versuchen, daß er *keine* Maschine sei. Er *ist* eine Maschine, soweit wir ihn „begreifen", und er bleibt für immer unbegreiflich, sofern er lebendig ist! Zu meinen, es habe das wirklich Tote die Fähigkeit, Leben hervorzubringen, ist kein bloßer Erfahrungsirrtum, sondern ein Irrtum des Denkens von nicht geringerem Widersinn, als wenn man die Meter, Kilogramme oder Atomgewichte, mittelst deren man Naturvorgänge berechnet, für deren Ursache und Quelle hielte. Wie die Longitudinalschwingung nicht schon das Tönen selber ist, sondern nur die zählbare Seite der gegenständlichen *Unterlage* des Tönens,

so ist ebenso der chemisch-physikalische Vorgang im lebenden Zellenkörper nicht etwa sein Leben, sondern grade was *abgesehen* davon überbleibt als mengengesetzliche Beschaffenheit seines dinglichen Trägers. So scheint es denn, daß wir auf jede Erforschung des Lebens verzichten müssen?

Wir müssen in der Tat darauf verzichten, solange wir im bloßen cogitare stecken bleiben, weil es für dieses immer nur das esse gibt, und keine andre Art von Einsicht für möglich halten, als die in „exakte" Begriffe paßt. Es mag auch dem Belieben eines jeden überlassen sein, ob er dasjenige noch „Wissenschaft" nennen will, was letzten Endes ein Wissen um Geheimnisse wäre; nur daß er seine Anspruchslosigkeit nicht verwechseln wolle mit Gewißheitsmangel oder Unsicherheit. Wir rufen uns ins Gedächtnis zurück, was uns denn eigentlich veranlaßte, Lebendiges anzunehmen, ja uns so zwingend zu dieser Annahme nötigt, daß selbst der mechanistische Naturgelehrte sich mit ihr abquälen muß. Leben wird nicht wahrgenommen, aber es wird mit alles verdunkelnder Stärke *gefühlt*. Und wir brauchen uns nur auf dieses Gefühl zu besinnen, um der Wirklichkeit des Lebendigseins mit einer Gewißheit innezuwerden, über die hinaus es keine noch gewissere geben kann. Ob wir urteilen, meinen, wollen oder wünschen, träumen, phantasieren, es trägt und durchdringt sie alle der eine und selbe Strom des elementaren Lebensgefühls, das mit nichts

verglichen, auf nichts zurückgeführt, nicht ausgedacht und zergliedert werden kann, aber freilich auch niemals „begriffen“ wird. Und weil wir uns selber lebend fühlen, so begegnet uns das Lebendige auch im Bilde der Welt. In kurzer Formel gesagt: wir erleben das eigene und miterleben in ihm das fremde Leben. Daraus folgt nun, daß wir vom Leben genau nur soweit wissen können, als wir selbstlebendig tief genug darin untertauchten, um in das wache Bewußtsein eine Erinnerung daran hinüberzuretten. Nicht in der Gegenständlichkeit des äußerlich und innerlich Wahrnehmbaren mit ihren Stammbegriffen von Ding, Kraft, Ursache, Wirkung, Bewegung, sondern ganz allein in der Rückbesinnung auf Erlebtes hat Lebenswissenschaft ihren Ankergrund. Nur aus Lebenstiefen des Völkergeistes treibt sie ihre asymptotischen Formeln hervor, und sie verkümmert gleich dem Pflanzenwachstum entwaldeter Kontinente in Zeiten der Verflachung.

Damit haben wir den Boden einer Weltanschauung betreten, für die das Mechanische und Rechenbare kein selbständiges Dasein besitzt, sondern bloß begrifflich abgesonderte *Seite* eines Allebendigen ist. Es hätte niemals auf Erden eine lebendige Zelle entstehen können, wenn nicht die Erde selber, ja wenn nicht das ganze All eine Erscheinung des Lebens wäre. Auch das Fallen des Steines, die Bildung der Wolken, das Niederströmen des Regens sind Äußerungen des Lebens, und zwar in erster Linie der Erde, in zweiter

dann auch der größeren Lebenszusammenhänge: Planetensystem und Fixsternhimmel, und das will sagen, Äußerungen solcher Lebenseinheiten, die an Dauer das Maß des Menschlichen bis zu dem Grade übersteigen, daß für unsre Erfahrung ihr Altern als unmerklich zurücktritt hinter jener scheinbaren Unveränderlichkeit mindestens der gröberen Eigenschaften, welche den Spielraum der mechanistischen Naturbetrachtung bildet. Jede tiefer eindringende Metaphysik wird die Urwirklichkeit des Lebens voraussetzen müssen wie der Mathematiker seine Grundwahrheiten. Sie wird aus ihr noch die mechanischen Züge verstehen, die das Lebendige dem bloßen Verstande zukehrt, nicht aber umgekehrt aus ihnen das Leben. Ihre Kernfragen aber werden solche sein: durch welches Ereignis das planetarische Leben zum Leben der Zelle wurde und welcher Wandlungen es weiter noch fähig sei; was in der lebendigen Ewigkeit der Rhythmus von Entstehen und Vergehen für jenes, von Geburt und Tod für dieses bedeute; wie in den „Mikrokosmen“ wirke der „Makrokosmos“.

Man spricht heute viel und gern von „Fortschritt“ und pflegt warnenden Stimmen, welche die unbezweifelbare Machtvermehrung der Menschheit in der Beherrschung (und leider auch Zerstörung!) der Natur nicht für genügend erachten, um den ebenso unbezweifelbaren Verlust an seelischen Werten auszugleichen, mindestens unsern Zuwachs an Wissen ent-

gegenzuhalten, der die Heilung auch etwaiger Schäden für die Zukunft verbürge. Allein selbst wenn wir davon absehen, daß man sehr vieles wissen kann, ohne deshalb weise zu sein, Ordnung üben kann, ohne Schönheit zu ahnen, so müßten wir doch die Allvortrefflichkeit der Richtung in Abrede stellen, welche die Forschung der Neuzeit eingeschlagen. Sie schuf in riesiger Arbeit eine Weltmechanik (im weitesten Wortsinne), der freilich keine Vorzeit auch nur entfernt Gleichwertiges an die Seite stellt; aber sie erblindete bis zur Hoffnungslosigkeit für die unvergleichlich größeren und umfassenderen Fragen des Lebens. Zwar hat es niemals an solchen gefehlt, die an frühes Wissen und Ahnen anknüpfend die Entwicklung zurückbiegen wollten, und noch aus dem verflossenen Jahrhundert der Technik und des Tatsachenglaubens grüßen wie Oasen in der wachsenden Wüste des „Fortschritts" die träumerischen Lebenslehren der Romantik und die wehrhafte Lebensreligion eines *Nietzsche*. Indessen, was sie einer strengeren Wissenschaft an brauchbarem Rüstzeug zurückeroberten, ermöglicht bei weitem noch nicht Würfe von ähnlicher Großartigkeit, wie solche der halbmythische Auftakt des europäischen Denkens bietet in gestalt des sog. *Hylozoismus* der Griechen. Wer sich mit Liebe und mit Verständnis für eine symbolisierende Sprache in die Vorsokratiker vertieft, wird die Überzeugung davontragen, daß keine Folgezeit — und insbesondere nicht der angeb-

liche Doppelgipfel hellenischer Weisheit, *Platon* und *Aristoteles* — weder an Tiefsinn noch Blickumkreis das Wissen wiedererreichte, dessen prachtvolle Ruinen wir mit den Namen der *Thales, Anaximander, Heraklit, Empedokles* und selbst noch der Pythagoräer zu verknüpfen gewohnt sind. Diese Seher waren mindestens auf dem Wege, Weltwissenschaft überhaupt als Lebenslehre und das Mechanische als bloße Nebensache des Lebendigen zu verstehen. Welche Versuchsmittel, Methoden und Grundbegriffe einer in ihrem Sinne veränderten Naturlehre zur Verfügung ständen, das können wir hier nicht näher auseinandersetzen. Vielleicht ist es uns später einmal vergönnt, darüber einiges nachzutragen und etwas von den großen Fernsichten aufzuzeigen, die sich aus solcher Neueinstellung für die Biologie im engeren Sinne eröffnen würden.

# ÜBER DEN BEGRIFF DER PERSÖNLICHKEIT
1916

WER sich überzeugt hat, daß jede Seelenkunde, die andres und mehr sein will als eine bloße Spielart der Erkenntnisforschung, unweigerlich ausmündet in eine Wissenschaft von den Charakteren, für den fällt die Frage nach ihrem Gegenstande zusammen mit der nach dem Begriff der Persönlichkeit, wobei wir vorderhand noch absehen wollen von einem engeren Sprachgebrauch, welcher „Persönlichkeit" nur Ausnahmegeistern im Sinne der Loberteilung zuerkennt. Da aber Begriffsbestimmungen immer auch Wesensbestimmungen dessen sind, was der Begriff bedeutet, so ist das Definieren überhaupt und zumal in der Seelenkunde, mit einem englischen Logiker zu reden, „ein Teil des Geschäfts der Entdeckung". Wir können nicht das Wesen der Persönlichkeit bestimmen, ehe wir nicht wissen, wo sie zu finden sei und worin sie sich äußere. Gibt es überhaupt dergleichen und, falls es bejaht werden sollte, ist es etwas Einheitliches oder eine Mannigfaltigkeit, deren Glieder nach einer verständlichen Regel zusammenhängen? Solche Fragen muß man gestellt und grundsätzlich entschieden haben, bevor man es unternehmen kann, den Begriff der Persönlichkeit abzugrenzen.

Hier ist nun zuvörderst mit einem Vorurteil aufzuräumen. Es gibt Seelenforscher, die es mit ihrer Wissenschaft für verträglich erachten, den Begriff der Seele, wenn nicht rundweg abzuleugnen, so doch als überflüssig hinzustellen, und welche mit Nach-

druck zu verstehen geben, man dürfe zwar vom Denken, Fühlen, Wollen sprechen, beileibe nicht aber auch von einem „Vermögen“ des Denkens, Fühlens, Wollens. Sie befinden sich genau in der Lage mancher Naturphilosophen, welche die äußeren Dinge, von denen sie beständig reden müssen, für denkgefährliche Erdichtungen halten, die durch „Empfindungsbündel“ zu ersetzen wären. Allein man braucht nur etwas schärfer hinzublicken, um alsbald zu bemerken, daß solche Forscher nur den Namen, nicht aber die Sache meiden, indem sie, die einen von den Körpern und ihren Eigenschaften, die andern von den Eigenschaften der Seele nach wie vor zu handeln sich genötigt finden. Es ist nämlich die Eigentümlichkeit unsres Denk-„vermögens“, kürzer unsres Verstandes, wie wir weiter unten noch genauer sehen werden, sich beziehen zu müssen auf etwas im Zeitverlauf identisch mit sich Verharrendes — man nennt es die Gegenstände —, ja, es ist das Denken schlechtweg ein Vergegenständlichen, das „der Erscheinungen Flucht“ immerdar an ein Seiendes knüpft als dessen Äußerung und Wirkungsweise. Man mag darin Schranken des Erkennens suchen, und es ist von Bedeutung, sich ihrer bewußt zu bleiben, allein man tritt nicht darum aus ihnen heraus, weil man sich ängstlich aller Wörter entschlägt, welche die bleibenden „Substrate“ betreffen, um die wir das Wandelbare gruppieren müssen, wofern wir es eben — begreifen wollen. Wenn wir denn schon mit

dem geistigen Auge zu betrachten gesonnen sind auch unser Erleben, so müssen wir wohl oder übel ein Erlebendes setzen, etwas, das die Erlebnisse *hat* oder an dem sie zutage treten und dessen, sei es feste, sei es veränderliche Eigenschaften Gestalt und Verlaufsform der Erlebnisse erklärlich machen. Wer im übrigen einen Widerwillen gerade gegen das Wort „Vermögen" hegt — vielleicht weil vor hundert Jahren eine Vermögenslehre im Schwange war, welche Kräfte *erfand*, statt sie *aufzufinden* — der mag stattdessen von „Anlagen", „Dispositionen", „Tendenzen" sprechen; das läuft in der Sache auf das gleiche hinaus. — Mit dem Worte „Seele" nun meinen wir zunächst nichts andres als die Unterlage eines möglichen Erlebens. Dann aber drängt sich sogleich die Frage auf, ob diese eines und dasselbe sei mit der Persönlichkeit.

Die einfachste Überlegung führt zu einem zwingenden Nein. „Persönlichkeit" kann nämlich jedenfalls nur eine Person besitzen, nicht aber ein Wesen, das, ob es gleich Seele hätte, doch kein *persönliches* Wesen wäre, wie etwa der Säugling oder sämtliche Tiere. Vorausgesetzt, daß auch das Tier die Fähigkeit des Erlebens und mithin Seele habe, so ist der Begriff der Seele der weitere, derjenige der Persönlichkeit ein engerer. Den einzigen etwa noch möglichen Einwand hiergegen könnte die Behauptung liefern, daß alles Regen und Bewegen der Tiere nur ein mechanisches Geschehen sei, dem wir kein Erleben dürften zugrunde

legen. Indessen diese Ansicht — ursprünglich erwachsen aus christlicher Naturverkennung und, wenn auch praktisch niemals völlig ernst genommen, so doch theoretisch bis hinein in die „Biologie“ von heute wirksam — wird mit voller Strenge allein schon durch den Umstand widerlegt, daß mindestens alle „höheren“ Tiere gewisse körperliche Vorgänge zeigen, die wir als Ausdruck von Gemütsbewegungen zu verstehen haben. Da es nun letzten Endes der Ausdruck ist, durch den überhaupt wir fremdes Seelenleben zu fassen bekommen, so muß es folgerichtig auch am Menschen leugnen, wer den Ausdruckswert der Bewegungen des Tieres leugnet. Die Annahme eines Seelenlebens der Tiere ist im geringsten nicht hypothetischer als diejenige eines Seelenlebens des Nebenmenschen, wie wir denn ohne Frage im Verkehr mit dem Tier uns jederzeit weitgehend mit ihm ins Einvernehmen setzen. Wer ein Pferd prügelt, weil es nicht vom Platze will, oder wer ihm Zucker reicht, um es für mühsame Arbeit zu belohnen, wendet sich mit solchen Handlungen an dessen Fähigkeit des Erlebens und erntet die Frucht seines Tuns auf ebendieselbe Weise, wie es mit ähnlichen Taten gegen den Menschen geschähe. Lebendsein heißt Erlebenkönnen und diesem zufolge eine erlebende Seele haben. Als eigenlebendiger Körper ist jegliches Tier auch Seelenträger, aber es ist keine Person und befindet sich darum nicht im Besitz von „Persönlichkeit“.

Nun scheint es sicher, daß jede Persönlichkeit von jeder andern nicht nur zahlenmäßig, sondern auch artlich verschieden ist, und man fühlt sich vielleicht versucht, den persönlichen Zug der Einzelseele in der Besonderheit ihres Charakters zu finden. Allein so gewiß Persönlichkeiten allerdings voneinander verschieden sind, ebenso gewiß ist es nicht die Tatsache ihrer Personhaftigkeit, die sie verschieden macht. Vielmehr hat eine charakteristische Sonderart bereits auch jegliche Seele. Niemand zweifelt daran, daß der Eskimo die Winterkälte anders erlebt als etwa der Neger; wer aber möchte Zweifel hegen, daß ebendasselbe auch vom Walfisch gelte im Verhältnis zum Tiger der tropischen Wüstenzone! Der Adler kann nicht das gleiche wie die Kuh, die Möve muß andres als der Fisch, die Blattlaus andres als der Elefant erleben. Und was an den Gattungen fraglos deutlich wird, das bewährt sich dem schärfer forschenden Blick nicht minder an sämtlichen Einzelwesen. Kein Hund hat genau den gleichen Charakter wie des Nachbars Hund, und selbst noch die *eine* Fliege zeigt sich merklich schwerer verscheuchbar und *mehr* zudringlich als die andre! Wofern man solche Beobachtungen für nicht stringent erklärte und sich zudem den unbestreitbar richtigen Schluß von der erweislichen Eigenart jedes lebendigen Körpers auf die Eigenart der durch ihn sich offenbarenden Seele verböte, so würde doch ein kurzer Exkurs über die Natur des Erlebens genügen, um es

uns zweifelsfrei gewiß zu machen, daß jede Seele auch von eigentümlichem Charakter sei.

Wenn etwas von allem Erleben kann behauptet werden, so ist es dieses: daß es in der Zeit verläuft. Und zwar folgt nicht nur in zeitlichen Pausen ein Erlebnis auf das andre, sondern schon jedes einzelne nimmt eine zeitliche Frist in Anspruch, an der wir beliebig viele Abschnitte unterscheiden können. Soll unser Leben nun nicht mit jedem Erlebnis von vorn beginnen, so müssen im Lebenssubstrat die Erlebnisse zusammenhängen, indem sowohl das schon völlig verflossene als auch der frühere Abschnitt des eben verfließenden darin (auf welche Weise immer) erhalten blieb. Der flüchtigste Blick auf die Erfahrung bestätigt, was man gemeinhin in die Formel kleidet, es lasse jedes Erleben im Erlebenden eine „Spur" zurück, die es bewirke, daß z. B. der nämliche „Reiz", so oft er wiederkehrt, ein inbezug auf ihn verändertes Ganze treffe. Wahrnehmen wir etwa ein Ding zum zweitenmal, so finden wir angesichts des gleichen Gegenstandes unser Erlebnis verändert um das Gefühl der Bekanntheit; wiederholt sich die Wahrnehmung hinreichend oft, so kann es geschehen, daß wir dem nämlichen Dinge, welches uns anfangs hatte zu „fesseln" vermocht, überhaupt nicht mehr Beachtung schenken, weil es uns allzu „gewohnt" geworden. Ein andres Beispiel für die Bildsamkeit der erlebenden Seele liefert die „Übung". Leisten wir willentlich etwas zum zweitenmal, so

macht es uns mindere Mühe als beim erstenmal; und wenn wir es hundertmal verrichtet haben, so geht es schließlich ohne Willensaufwand — fast wie Puls oder Atmung — „automatisch" vonstatten. Die beseelte unterscheidet sich von der unbeseelten Körperlichkeit durch das Vermögen, jedes Geschehen, welches erlebbar wurde, dem Lebensträger *einzubilden*, daher man mit Recht von diesem zu sagen pflegt, es rage in seine Gegenwart hemmend oder fördernd hinein seine Vergangenheit (eingerechnet die Vergangenheit seiner Vorgeschlechter!). Da es nun jedenfalls undenkbar wäre, daß selbst im Laufe kurzer Fristen *einem* Geschöpf genau dasselbe widerfahre wie einem *andern*, so müßten sogar bei ursprünglicher Gleichheit beide alsbald voneinander verschieden sein, und wir dürfen es als Gesetz aufstellen: der Charakter gehört zum Wesen des Seelischen.

Man gestatte uns hier einen kritischen Seitenblick. — Wenn jede Seele ihren „Charakter" hat, so kann es unmöglich ein Erlebnis geben, das nicht von ihm den Index trüge und dadurch sich abheben müßte von jedem Erlebnis aller andern Seelen. Wir ersehen daraus, daß die Begriffe allgemeiner Seelenvorgänge wie des Empfindens, Fühlens, Vorstellens, Denkens, Wollens zufolge einer gedanklichen Zerlegung entstanden sind, die vom echten Erlebnis grade das auf die Seite stellt, was daran „Zeichen" der — Seele und Schlüssel zur Pforte des Lebens ist! So wenig an sich gegen

dieses Verfahren einzuwenden, so leuchtet doch ein, daß man niemals mehr zur Seele den Weg zurückgewinnt, sobald man die Bildungshergänge solcher Begriffe vergessen hat und nun aus ihnen die Seele zu flicken gedenkt; was denn aus weiter unten zu berührenden Gründen den Fehler leider auch noch der meisten „Psychologien" von heute bildet. Man denke auch nicht, daß es schwerhalte, die individuelle Eigenart des Erlebens an jenen angeblich einfachen Vorgängen tatsächlich aufzuweisen. Sicher zwar empfindet jeder natürlich geartete Mensch am Feuer die Hitze, am Eis die Kälte, am Wasser die Nässe, jedoch der eine empfindet das stärker, der andre minder stark, und jeder erfährt dabei ein ganz eigentümliches Zustandsbild, das sich ausnahmsweise verbesondern kann bis zu völliger Unvergleichlichkeit. Jakob Böhme, wie bekannt, wurde vom Strahl einer zinnernen Schüssel „erleuchtet" und trug das innere Licht, das an dem äußeren sich entzündet hatte, bis in die Abgründe der Metaphysik. —

Steht es nun fest, daß die Persönlichkeit ihre Eigenart von der Eigenart der erlebenden Seele hat, so muß es wohl grade etwas *unterschiedslos Allgemeines* sein, was der Seele die Gestalt der *persönlichen* Seele verleiht. Das wird, wie es scheint, bestätigt unter anderem vom Sprachgebrauch. Wir nennen jeden Erwachsenen eine „Person", mag er einen „guten" oder „bösen", sanften oder rauhen oder was sonst für einen

Charakter haben. Äußern wir, jemand sei „persönlich“ zur Stelle gewesen, „persönlich“ mit uns in Verbindung getreten, habe „persönlich“ unterschrieben, so liegt es uns völlig fern, dabei an seinen Charakter oder an seine körperliche Erscheinung zu denken. Träfen wir ihn z. B. schlafend an, so wäre uns nicht das Vergnügen seiner „persönlichen“ Bekanntschaft zuteil geworden, auch wenn wir sein Angesicht wahrgenommen und daraus möglicherweise gewisse Eigenschaften seines Charakters erschlossen hätten. Nicht also etwas von dem, was jedes Sonderwesen zur unvertauschbar einzigen Erscheinungsform des Lebens macht, kann den geringsten Beitrag liefern, damit aus ihr die „Person“ erstehe, sondern es muß das im Gegenteil durch eine Macht geschehen, deren Natur sich nur den Allgemeinbegriffen vergleichen läßt. Das führt uns sofort zur positiven Bestimmung über. Alles Leben, ja alles Geschehen hat den Charakter der Zeitlichkeit und befindet sich demzufolge in beständigem Fluß: nur aber unsre Begriffe davon, die fließen nicht mit! Habe ich einmal begriffen, was „rot“ ist, was „sauer“, was „Dunkelheit“, so ist es fortan der immereine Bedeutungsgehalt *des* Roten, *des* Sauren, *des* Dunklen, mit dem ich als mit einem nie mehr sich ändernden Maßstab die unablässig sich ändernde Wirklichkeit teile, ordne, verfache. Das Begriffliche, weil es durch Loslösung (= „Abstraktion“) entstand, hat keine Verbindung mit dem Verlaufen der Zeit, son-

dern verharrt in zeitlosem Einerlei. Das gölte dann aber, sofern sie wirklich ein Allgemeines ist, auch für eben die Macht, die das lebendige Wesen in ein *persönlich* lebendiges wandelt. Nun bedenke man: der Charakter eines Menschen kann sich im Laufe des Lebens ändern, und er ändert sich wirklich oft so gewaltig, daß wir bekennen müssen, wir wüßten sein früheres Wesen kaum mehr wiederzufinden; allein das hindert uns nicht, den Träger nach wie vor für ebendieselbe „Person" zu nehmen! Was ist es denn, das uns als Ewigeines innewohnt, ob wir im Reichtum hoffender Jugend oder in der Armut verzichtenden Alters stehen, und wiederum als in jedem Dasselbige, wer immer den Namen des Menschen führt?! Darauf gibt es nur eine Antwort: das Ich! Nur der Mensch erlebt es und muß es denken lernen und sagen: ich bin ich. Nur der Mensch erlebt und weiß es: ich *war* es auch und ich *werde* es sein. Denn seinem Erleben findet sich eingepflanzt die Achse des außerzeitlichen und deshalb *inbezug* auf die Zeit dauernd mit sich identischen Ich. Nur er sieht voller Wehmut ein glückliches Gestern schwinden, voller Bangen ein trübes Morgen drohen, weil etwas in ihm vom Zeitstrom unbetroffen immer das eine und dieses selbe bleibt: sein Ich. Tier und Säugling, sie leben beide in der Völle oder Leere des Augenblicks; Personen leben fast ununterbrochen in einem Ehemals oder Dereinst, weil nur in ihnen sich verfestigt hat, was auf das zeitlich

Fernste kann bezogen sein: ein *neben* der Zeit unwandelbar selbig verharrendes Ich. *Personen sind Lebensträger, deren Seele zum Nebengestirn des Ichs geworden.* Indessen, damit haben wir schon vorgegriffen.

Das Kind muß es mühsam erlernen und würde uns von seinem Staunen sprechen, wofern es sich später dessen erinnern könnte, daß der Sinn des Wörtchens „ich" auch im „du" und im „er" erscheint, zum Beweise der Einerleiheit der Ichnatur in sämtlichen Ichgeschöpfen. — Gleich dem Leben überhaupt fließt auch unser eigenes Leben; aber gleich dem Begriff fließt nicht mit, sondern verharrt im Sein oder „existiert" unser Ich. Darum aus einer instinktiven Nötigung und ohne darüber nachzudenken, nennen wir menschliche Wesen und sie allein auch „Existenzen", indem wir z. B. zum Ausdruck bringen, viele „Existenzen" seien betroffen, vernichtet, geschädigt worden. Tiere können ihr Leben, nur Menschen zudem die „Existenz" und das will sagen den Wirkungsspielraum ihres Ichs verlieren. — Beide Züge, die Zeitlosigkeit und die Unzerteilbarkeit, finden wir früh entschleiert in den Geheimlehren der Griechen. Sie hatten einen Gott des Selbstes, er hieß Apollon, für dessen weitberühmte Tempelaufschrift „Kenne dich selbst" schon die alten Esoteriker die richtige Deutung wußten „Kenne *das* Selbst, denn es ist das Urbild jeglichen Seins". Den tiefsten Aufschluß, den die Frühgeschichte des Denkens über das Wesen des

Ichs zu bieten hat, gibt uns der Bericht eines Geweihten der Eleusinien, des *Plutarchos*, „Über das ‚ei' im Tempel zu Delphi". Man sah nämlich dort von einer älteren Inschrift noch einen dürftigen Rest, bestehend nurmehr aus der Silbe *ei*, welche als Wort gefaßt „du bist" bedeutet. Dieser Buchstabe nun, sagt Plutarch, „zeigt weder eine Zahl noch einen Rang noch ein Verbindungswort noch auch andre Redeteile an, sondern er ist vielmehr eine für sich selbst bestehende Anrede und Begrüßung des *Apollon*, die in der Seele desjenigen, der sie ausspricht, zugleich eine Vorstellung von der Macht des Gottes erweckt. Apollon empfängt einen jeden von uns, der zu ihm kommt, mit den Worten: Kenne dich selbst; ein Gruß, der gewiß nicht schlechter ist als das gewöhnliche „Chaire", d. i. „Sei gegrüßt" oder „Freue dich". Darauf antworten wir ihm dann mit dem Ausdruck: *Ei*, d. h. *du bist*, und bringen ihm also den echten, unverfälschten, einzigen und ihm allein gebührenden Gruß, der von seinem Dasein hergenommen ist. Denn imgrunde können *wir* auf Existenz garkeinen Anspruch machen, sondern eine jede sterbliche Natur schwebt immer zwischen Entstehung und Untergang und gibt bloß ein Phantom, eine dunkle und ungewisse Meinung von sich selbst. Strengt man nun seinen Verstand an, um sie völlig und ganz zu fassen, so geht es demselben wie einem stark zusammengepreßten Wasser. Denn so wie dieses durch das Pressen und Zu-

sammendrücken zerrinnt und sich ganz verliert, ebenso verirrt sich das Nachdenken, wenn es einer gar zu deutlichen Vorstellung von irgendeinem den Zufällen und Veränderungen unterworfenen Wesen nachjagt, bald zu dem Ursprunge, bald zu dem Untergange desselben, ohne etwas Bleibendes oder wirklich Existierendes erhaschen zu können. — Auf einem Flusse, sagt *Heraklit*, kann man nicht zweimal gehen, und ebenso kann man auch ein sterbliches Wesen nicht zweimal in dem nämlichen Zustande antreffen; sondern durch die Heftigkeit und Geschwindigkeit der Veränderung wird es bald zerstreut, bald wieder vereinigt, bald kommt es, bald geht es weg. Daher gelangt auch nichts, das entsteht, zur wirklichen Existenz . ., sondern die Veränderung fängt schon mit dem Samen an, aus welchem zuerst der Embryo, dann das Kind, hernach der Knabe, der Jüngling, der Mann, der Alte und zuletzt der Greis gebildet wird, sodaß immer die ersten Entstehungen . . in den darauffolgenden untergehen. In Wahrheit, es ist sehr lächerlich, daß wir uns noch vor dem Tode fürchten, die wir schon so oft gestorben sind und noch sterben . . . Denn der Mann stirbt, wenn er ein Greis wird; der Jüngling stirbt in dem Manne, der Knabe in dem Jünglinge, das Kind in dem Knaben. Der Gestrige ist in dem Heutigen gestorben, und der Heutige stirbt in dem Morgenden. Keiner bleibt, keiner ist ein einziger, sondern wir werden viele, indem nur die Materie sich

um ein einziges Bild, um eine gemeinschaftliche Form herumtreibt und wieder entschlüpft. Denn wie könnten wir, wenn wir immer dieselben blieben, jetzt an andern Dingen ein Vergnügen finden als ehedem? Wie könnten wir ganz entgegengesetzte Dinge lieben oder hassen, bewundern oder tadeln? ... So wenig es möglich ist, ohne Veränderung in einen andern Zustand zu kommen, so wenig ist der, welcher verändert wird, noch ebenderselbe; ist er aber nicht mehr *derselbe*, so *ist* er auch selbst nicht mehr ... Was hat denn nun aber eine wirkliche Existenz? Bloß das Ewige, Unerschaffene, Unvergängliche, dem keine Zeit irgendeine Veränderung beizubringen vermag. Die Zeit ist etwas Bewegliches, das nicht anders als mit der bewegten Materie sichtbar wird, immer fortströmt und nie zur Festigkeit gelangt, *gleichsam ein Gefäß der Entstehung und des Unterganges*. Wenigstens liegt schon in den davon gebrauchten Ausdrücken *hernach*, *vorher*, *es wird sein*, *es ist gewesen*, ein Bekenntnis von dem Mangel des Daseins. Denn es wäre doch sehr albern, und abgeschmackt, demjenigen ein Dasein zuzuschreiben, was entweder noch nie gewesen ist oder schon aufgehört hat zu sein ... Daher darf man von dem, was existiert, nicht sagen, daß es gewesen sei oder sein werde; denn dieses sind Veränderungen, Übergänge und Abwechslungen desjenigen, was keine fortdauernde Existenz hat. Aber von Gott muß man sagen: *Er ist;* und er ist nach keiner bestimmten Zeit, sondern

nach einer unbeweglichen, zeitlosen und unveränderlichen Ewigkeit, bei welcher das Vergangene, Zukünftige und Neue durchaus nicht stattfindet, *die eine einzige ist und mit einem einzigen Jetzt das Immersein ausfüllt.* Was nach einer solchen Ewigkeit ist, ist wirklich existierend, nicht vergangen, nicht zukünftig; es hat keinen Anfang gehabt und wird auch kein Ende haben. Daher müssen wir dieses Wesen entweder mit dem Ausdrucke: *Du bist*, oder mit dem bei einigen Alten gewöhnlichen: *Du bist eins*, ehrfurchtsvoll begrüßen. Denn in der Gottheit findet keine Vielheit statt, .. sondern das Existierende muß nur ein einziges, sowie das Einzige existierend sein."* — Nicht plastischer kann man den Gegensatz zum Ausdruck bringen, auf den wir in dieser Untersuchung gestoßen sind, den Gegensatz von zeitlicher Mannigfaltigkeit der fließenden Seele und außerzeitlicher Einerleiheit des seienden Ichs, und nur umso deutlicher muß er zutage treten, wenn er wie hier auf zweierlei Träger wird verteilt gedacht, den geschaffenen Menschen und den unsterblichen Gott.

Wir haben zwei Merkmale des Ichs gefunden: punkthafte Einheit und zeitlose Selbigkeit. Ebendas aber sind die Attribute des „Geistes"! Es muß an dieser

* Nach der Übertragung von *Kaltwasser*. — Den Gedanken der Unteilbarkeit Gottes bringt auf andre Weise zum Ausdruck eine bei den Griechen beliebte Etymologie des Wortes „Apollon", wonach dieses aus dem *α* privativum und *πολύς* = viel bestehen sollte und mithin ein Wesen bezeichnet hätte, das aller Vielheit oder Mannigfaltigkeit bar wäre.

Stelle genügen, wenn wir zum Beweise dafür von den Bekundungen des Geistes nur die eine in Augenschein nehmen, deren Herkunft noch niemals konnte bestritten werden: das Denken. Die fundamentale Leistung des Geistes ist die Tat des Erfassens und ihr Erzeugnis, wie oben schon angedeutet, der Gegenstand, oder innerhalb der sinnlichen Welt, das Ding. Worin aber besteht das Wesen des Dinges? In punkthafter Einheit und zeitloser Selbigkeit! — Suchen wir einmal von unserm Schreibtisch zu vergessen, daß auch er die Natur des Dinges habe, und nehmen wir ihn, wie es bisweilen der Künstler tut, als bloße „Erscheinung", als körperlosen Sehaspekt! Dann können wir nicht verkennen, daß er von Stunde zu Stunde, ja selbst minutenweise ein *andres* wird. Eben war er hell beleuchtet, eine glänzende Fläche mit vielen Schattenrissen; jetzt ist eine Wolke über den Himmel gezogen, und so zeigt er uns denn ein beinah stetiges Grau. Schritten wir vollends um ihn herum, so böten sich nicht hundert, nicht tausend, sondern schier unzählige Bilder dar, von denen wir lauter *verschiedene* Photogramme erhielten, wenn wir auf jedem Haltepunkt deren je eines aufgenommen. Oder man nehme dasselbe Gesicht, einmal von vorn und dann von der Seite gesehen; denselben Turm, einmal aus der Nähe betrachtet und dann am Horizont als daumengroßen Knopf erblickt; denselben Baum einmal in brennender Abendröte und dann in blauer Mondbeleuchtung;

kurz, man denke sich nach Kräften hinein in den Seelenzustand eines schlechtweg *schauenden* Wesens, und man wird es nicht länger in Abrede stellen, daß ihm statt beharrender Einheit des Dinges Millionen und Abermillionen *verschiedene* Bilder begegnen würden. Früge man aber etwa, welches von ihnen denn nun das Abbild oder die „Ansicht" des Dinges sei, so sieht es jeder ein, daß die Antwort lauten müsse: keines. Das Ding beharrt ja, die Aspekte hingegen kommen und gehen; das Ding bleibt das gleiche, ob wir ihm nah oder ob wir ihm ferne sind, seine Aspekte hingegen hängen von unserm Blickort ab. So gewiß ein Wesen, für das es nur eine Welt der Bilder gäbe, unmöglich Dinge fände, so gewiß gilt auch umgekehrt, daß Dinge nicht können Bilder und mithin überhaupt nichts Räumlichzeitliches sein, sondern daß sie die jeweils selbig mit sich verharrenden *Punkte* sind, auf die wir die wechselnden „Scheine" müssen bezogen denken. — Wenn aber solches die Natur des Dinges ist, so muß es auch das Wesen dessen sein, durch das allein wir Dinge erfassen können, des denkenden Geistes. Denn nur ein selber Verharrendes vermag Verharrendes festzuhalten, und nur was zeitentzogen *Eines* ist, kann das im Strom des Geschehens Verharrende sein: das Ich ist die Daseinsform des außerraumzeitlichen Geistes*.

* Diese Beweisführung ist unvollständig. Wer sich für den größeren Problemkreis interessiert, dem sie entstammt und aus welchem sie erst ihre

Wir berühren damit den entscheidenden Grund, warum die neuere Forschung das Problem der Seele aus den Augen verlor. Der ursprüngliche Forschungstrieb der *Locke*, *Hume*, *Berkeley*, welche die Väter auch noch der meisten Schulpsychologen von heute sind, ging garnicht auf die Natur des Erlebens, sondern durchaus auf die Natur des Erkennens. Sie wünschten festzustellen, durch welche Innenvorgänge wir zum Glauben an eine Außenwelt und zu dem für jedermann verbindlichen Wissen kämen. Indem sie zufolge dieser Fragestellung notwendig das Allgemeinvermögen des Denkens fanden, vertauschten sie die Gesetze der geistigen Einverleibung mit den Arteigenschaften des außergeistigen Erlebens. Was sie ermittelten, waren Erkenntnisvorgänge und deren hinzugedachte Unterlagen, was sie dagegen beharrlich verkannten, die Charaktere der erlebenden Seele. Nichts kann uns mehr vor solchem Abweg schützen als die Einsicht, daß der Geist nur einer ist, der Seelen aber unzählig viele sind. Nichts mag uns umgekehrt für dessen Einmaligkeit zu besserer Bürgschaft dienen als der unbestreitbare Sachverhalt, daß für jedes kreatürliche Wesen, welches die Stufe des Personseins erklomm, mag es die Seele des Lappen, des Deutschen oder des Feuerländers, des alten Babyloniers oder des neuzeitlichen Städters haben, unweigerlich dieselbe

volle Überzeugungskraft gewinnt, den verweisen wir auf das Kapitel „Zur Metaphysik der Persönlichkeitsunterschiede“ in unsern „Grundlagen der Charakterkunde“, V. u. VI. Aufl., J. A. Barth, Leipzig 1928.

Wahrheit gilt! Jemand kann übrigens der „abnormste" Charakter sein, auch für ihn, solange er noch denkgesund, ist zweimal zwei gleich vier: denn auch er hat teil am außerraumzeitlichen Geist und „verwirklicht" demzufolge ein (denkendes) Ich.

Wir haben indessen noch einen Schritt zu tun, zu welchem uns ein naheliegender Einwand helfe. — Wenn das Ich die zeit- und raumlose Einheit ist, wie mag es alsdann in einer Mehrheit von Personen hausen?! Wenn ich von *mir* spreche, so könnte man uns entgegenhalten, so heißt das *mein* Ich und nicht eines *andern*, und grade dieses trennt mich aufs schärfste ab und macht mich zu etwas streng Besonderem, daß ich eben ich bin und nicht ein andrer! Besinnen wir uns, bevor wir antworten, worin das Wesen einer Summe liege. Zum ersten darin: daß jede Einheit von jeder andern streng unterschieden bleibe; denn flössen ihrer auch nur zwei zusammen, so wäre es um die Summe geschehen; zum andern, daß es immer *dieselbe* Einheit sei, die wir zählend wiederholen. Wir können nicht drei Hunde und zwei Äpfel zusammenrechnen, weil die Einheiten dort und die Einheiten hier jeweils artlich besondere sind; wir müßten, falls wir es dennoch wollten, von dieser Besonderheit Abstand nehmen und die fraglichen Wesen nurmehr als „Körper" zählen. Die Tatsache einer Mehrheit als solche enthält also nichts, was die Annahme stützen könnte, daß die Einheiten noch etwas andres wären als immer

nur *eine* Rechengröße. Dessenungeachtet besteht allerdings ein Unterschied zwischen der Einheit schlechthin und der rechenbaren Eins. Wäre nur jene da, so könnte es keine Vielzahl, aber auch nicht einmal eine Einzahl geben, weil mit dieser ja unausweislich jene ins Dasein träte. Allein wir brauchen nicht lange umherzusuchen, was da hinzugekommen sei und es veranlaßt habe, daß aus dem Geiste die zahllosen Iche wurden: es ist, um es kurz zu fassen, von außen gesehen, die ganze raumzeitliche Welt, es sind, von innen gesehen, deren erlebende Seelen! Nur dann freilich würde die Mehrzahl der Personen unausdenkbar sein, wenn die Person *allein* das Ich und wenn sie nicht außerdem noch beseelte Erscheinung wäre! Dies aber ist sie beides. DasWesen der Persönlichkeit liegt in der jeweils eigentümlichen Form des Zusammenhanges unwiederholbar einziger Seelen mit dem wechsellos beharrenden Geist: *Persönlichkeit ist vom Geiste gebundene Seele.* — Wer sich abstrakte Begriffe gern durch Gleichnisse näher bringt, der stelle sich den Geist ingestalt eines leuchtenden Punktes vor, der, sobald er mit dem All in Berührung kommt, Strahlen versendet, welche, aufgefangen von unzähligen Seelen, in ihrer jeder von ihm ein Abbild wirken: solches Abbild des einen und einzigen Geistes wäre das persönliche Ich und der jedesmal wieder neue Inbegriff aus der spiegelnden Seele und ihm: die Persönlichkeit.

Dieses Ergebnis gibt auf alle jene Fragen Antwort, die wir vorangestellt. Die Persönlichkeit findet sich, wo und soweit sich das Ich findet; sie ist eine Mannigfaltigkeit, denn sie besteht aus Seele und Geist; es gibt eine Grundregel für den Zusammenhang beider, die aber unzähligen Sondergestalten Spielraum verstattet, die Regel nämlich, daß immer der Ichpunkt die richtende Mitte sei, im Verhältnis zu der die Seele „exzentrisch" wurde; Gegenstand der Psychologie ist seelegefesselter Geist oder geistgebundene Seele. Dergestalt zwischen Erkenntnislehre und Biologie inmitten gestellt, ist sie wie keine andre Wissenschaft der Gefahr der Entartung ausgesetzt einmal in ein Gerede über Nervenvorgänge, zum andern in das noch weit hohlere Wortgegaukel, das die geistige Tat an die Stelle des Erlebens setzt und den Menschen zu einem übersinnlichen Spuk verflüchtigt. Man könnte nicht sagen, daß es ihr bisher gelungen sei, zwischen dieser Skylla und Charybdis heil hindurchzusteuern.—

Wir werfen zum Schluß einen Blick auf die schier verblüffende Bestätigung, die solcher Begriffsbestimmung zuteil wird aus dem Namen selber. „Person" ist das lateinische „persona", welches von „personare" = „hindurchtönen" herkommt und ursprünglich die Larve bezeichnet, durch welche der antike Schauspieler hindurchspricht, dann auch die von ihm zu spielende „Rolle" und endlich den „Charakter", die „Persönlichkeit". Als stehende Bezeichnung für das

Wesen des Menschen hat sich also der lateinische Name der tragischen Maske eingebürgert, *die erst zu leben anfängt, wenn die Stimme des Mimen heraustönt.*“* Wir stellen es dem nachdenklichen Leser anheim, darüber zu entscheiden, wer von beiden der Sprecher und wer die Maske ist, die Seele oder der Geist. — —

Der Gegensatz, den wir hier auf eine feste Formel brachten, war in der ganzen Geschichte des menschlichen Denkens wirksam und nicht zuletzt auch in der alltäglichen Seelenkunde. Wenn Goethes Vers „Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust!“ wohl noch in jedem, der ihn las, ein Echo weckte, so beruht das darauf, daß die Persönlichkeit selbst der chemischen Verbindung zweier Substanzen ähnelt, nämlich von Seele und Geist, und daß es niemanden gibt, der nicht vorübergehend den Widerstreit hätte erleiden müssen zwischen „Herz“ und „Kopf“. Wir könnten weiter erinnern an die geläufige Scheidung von „Instinkt“ und „Verstand“, von „Natur“ und „Geist“, von „Neigung“ und „Pflicht“ und ganz besonders von „Sinnlichkeit“ und „Vernunft“, welche zumal die denkenden Köpfe aus dem letzten Drittel des acht-

* Die Grundlagen der Charakterkunde, S. 17 und 217. Im Griechischen hatte dieselbe Doppelbedeutung das Wort *πρόσωπον* (prosopon). Die neuerdings von altphilologischer Seite hie und da verlautbarte Ansicht, das lat. persona sei aus prosopon durch Entstellung entstanden, hat wenig Wahrscheinlichkeit für sich und ist jedenfalls unbewiesen. Träfe das aber selbst zu, so ändert das nichts an unserm Gedankengange, für den allein *dieses* wichtig ist, daß der antike Name der Maske die Bezeichnung hergegeben hat für die Persönlichkeit und ihren Charakter.

zehnten Jahrhunderts bewegte. Ein Blick auf die eindrucksvollen Gedankenlaven, die im Namen ihrer ins Fließen kamen durch einen Goethe, Schiller, Kant, mag uns einigermaßen die Flut von Fragen ahnen lassen, die mit elementarer Gewalt hereinbrechen, sobald man begriffen hat, daß der menschliche Charakter durch das Zusammenwirken zweier Mächte entstehe, die sich auf denkbar verschiedene Weise gegeneinander verhalten können. Hier wollen wir deren nur noch eine berühren, weil sie uns einen Fingerzeig gibt, was es besagen wolle, wenn man im Sinne der Anerkennung zum Ausdruck bringt, der oder jener wäre eine „Persönlichkeit".

Wenn der Geist zufolge seiner außerzeitlichen Einmaligkeit ein immer Beharrendes, die Seele zufolge ihrem zeitlichen Fließen ein immer sich Wandelndes ist, so besteht ursprünglich und wesenhaft zwischen beiden das Verhältnis des Widerstreites. Das Erlebnis verstrickt mit dem Lebensraum, das Urteil scheidet ab von ihm; das Erlebnis füllt uns ganz mit Gegenwart, das Urteil entrechtet den Augenblick zum Handlanger des Gedankens der Dauer; im Erlebnis fesselt, lockt, verführt, reißt hin, überwältigt das *Bild* der Welt, im Urteil bemächtigt sich seiner, vergegenständlicht es und sperrt es in den Tresor der „Erfahrung" ein der erfassende Geist. Darum, solange die Menschheit eine denkende ist, ringt sie nach einem Ruhepunkt und späht sie nach der „eudaimonistischen" Formel

aus, die ihren Weg des leidenvollen Zwistes zum Ende eines ewigen Friedens führe. Aber fast ebenso lange auch folgt sie den trügerischen Verheißungen falscher Propheten einer entbluteten Geistigkeit, die ihr das Leben verspricht, wenn sie das Leben — lasse! Von Sokrates bis auf Kant und schließlich bis hinein in die Gegenwart kehrt in den „normativen" Systemen der Ethik hundertfältig umgespiegelt und abgewandelt die Forderung wieder, es sei die Aufgabe des Menschen, „sich zu beherrschen", seine Triebe in die Botmäßigkeit der Vernunft zu zwingen, seine Gefühle zu moderieren, wenn nicht schlechtweg auszulöschen. — Gegen diese Überfruchtung des Geistigen erhob sich zumal in den führenden Köpfen unsrer Klassik der denkende Widerstand ingestalt einer Weltanschauung die — von *Schiller* mit kantischen Begriffen und deshalb irreführend vorgetragen, von *Goethe* in einem gewissen Ausmaß dargelebt — um jenen neuen Begriff der Persönlichkeit ansetzt, den etwa die Verse meinen:

Volk und Knecht und Überwinder
Sie gestehn zu jeder Zeit:
Höchstes Glück der Erdenkinder
Sei nur die Persönlichkeit.

Dieser zufolge spricht sich die erreichbare Vollendungshöhe des Menschen darin aus, daß weder die Seele noch aber auch uneingeschränkt der Geist regiere, sondern daß zwischen beiden eine Art von Ausgleich

herrsche, man möchte sagen ein Verhältnis gegenseitiger Hilfe. Den Idealen sei es tätiger, sei es leidender Weltentsagung stellten diese Weisen das andre einer gleichsam vernatürlichten Geistigkeit oder, wenn man lieber will, einer vergeistigten Natur entgegen (woraus es z. B. ohne weiteres verständlich wird, daß insbesondere Goethe die in seinem Sinne harmonische Persönlichkeit auch „eine Natur" zu nennen pflegte). Dem inneren Ausgleich aber wurde folgerichtig der äußere Ausgleich hinzugedacht, der in den Beziehungen der Menschen untereinander und zur umgebenden Welt zutage tritt. Wer im eigenen Innern die Wage im Gleichgewicht zu halten die Bestimmung und den Willen hat zwischen leidenschaftlichem Anheimfall und selbstischem Willen zur Macht, der wird sich weder an seine Mitgeschöpfe verlieren noch sie zu unterjochen und zu knechten wünschen. Auf menschliche Gemeinschaften übertragen wird der Ausgleichsgedanke zur „edlen Gesittung" eines Gesellschaftskörpers, der das gleichermaßen schwebende Mittel wäre zwischen ursprünglicher Symbiose und gesetzgeberischem Zwang. Im Gleichgewicht zwischen Geist und Seele wie ebenso zwischen eigenem und fremdem Ich bestände die solcherweise *erfüllte* „Persönlichkeit".

Wenn wir auch den leichten Anflug kränkelnder Blässe nicht übersehen wollen, den diese Wunschbegriffe aus hier nicht mehr zu erörternden Gründen

vom Geiste ihrer Künder mitbekamen, so hat doch ihr Kerngedanke einer gleichsam lebenswarmen Vernünftigkeit seinen versöhnenden Glanz noch weithin über das darauffolgende Jahrhundert der Arbeit und des Nutzens gebreitet, dergestalt daß die „Schöngeister" und „Schwärmer" in ehrlicher Überzeugung immer noch die „humanitären Segnungen des Fortschritts" preisen konnten, als längst schon das drohend veränderte Bild der von Fabrikschloten rauchenden Landschaft es sogar vor die Sinne stellte, wohin das Rasen jenes „Fortschritts" ziele. Allein, wenn auch ein günstigerer Stern der letzten Renaissance geleuchtet hätte, die „das Land der Griechen mit der Seele suchte", den dauernden Ausgleich hätte sie *nicht* gebracht. Auch die höchste Kultur war bisher niemals noch etwas andres als ein längerer oder kürzerer Waffenstillstand im uralten Kampf von Geist und Leben, der erst enden wird, wenn eines am andern verblutet ist. Dann freilich gehört der Vergangenheit an auch die — Persönlichkeit. Mögen die „Psychologen" sich beeilen, daß sie mit ihrer Wissenschaft nicht zu spät kommen!

# BEMERKUNGEN ÜBER DIE SCHRANKEN DES GOETHESCHEN MENSCHEN (1917)

WENN wir vom „Goetheschen Menschen" statt von Goethe selber sprechen, so wollen wir damit zum Ausdruck bringen, daß hier die Rede sei von Goethes „Genius", „Urbild" oder, wie die Perser gesagt hätten, von seinem „Feruer", und zwar nach Maßgabe der vorherrschenden Menschlichkeit seines Werkes. — Tritt man einmal auf den Boden des Goetheschen Menschentums, so möchte es freilich schwerhalten, grade seine Schranken herauszufinden, da sich denn im Zeitraum von 1750—1830 kaum eine zweite Persönlichkeit entdecken ließe, die in solchem Maße den geistigen Gehalt nahezu eines ganzen Jahrhunderts in sich zusammenfaßte wie Goethe. Das Außerordentliche und im besten Sinne Universale dieses seltenen Geistes ist so oft beleuchtet und gewürdigt worden, daß sich kaum noch etwas hinzusetzen läßt. Doch sei immerhin mit wenigen Worten angedeutet, was auch uns inbezug auf die Größe des Goetheschen Menschen für ausgemacht gilt.

Vor allem zwei Züge sind es, welche die Erscheinung Goethes zu einer so fesselnden und wundersamen machen: einmal seine Vertrautheit mit allen menschlichen Gefühlen und Leidenschaften und zum andern, daß er aufgrund einer unvergleichlichen Begabung sämtliche Bildungselemente seiner Zeit in sich aufzunehmen und ohne Einbuße an Ursprünglichkeit seiner Eigenart anzugliedern vermochte. Von niemandem gilt mehr als von ihm das „Nichts Mensch-

liches ist mir fremd"! Frei von allen Schranken der Parteilichkeit im weitesten Wortsinn, also niemals eingefangen von Beruf, Politik, Glaubensbekenntnis; *über* den Lehrmeinungen so der eigenen Zeit als der früheren stehend verkörpert er, was wenigstens in Deutschland an einem hervorragenden Manne zuvor noch nicht erschaubar gewesen, eine allein aus ihrem innewohnenden Wachstumsbedingungen sich darlebende und aus dem wiederum natürlichen Bedürfnis nach innerem Gleichgewicht sich schrankensetzende Menschlichkeit. Was ihn befähigte, sowohl die verschiedensten und selbst gedanklich einander ausschließende Lebensentwürfe als auch insbesondere jene gradezu verwirrende Fülle von Einzelcharakteren gutzuheißen, die seinen Lebensweg kreuzten, war nichts weniger als Mangel an Einsicht in menschliche Schwächen und Fehler, sondern die tief von ihm erlebte und bis zum Weisheitsgrundsatz gediehene Gewißheit von der *unabänderlichen Notwendigkeit* allen Geschehens, der gegenüber der Mensch keinen besseren Plan befolgen könne, als sich jeweils das *für ihn Passendste* zuzueignen.

„Der Mensch mag sich wenden, wohin er will, er mag unternehmen, was es auch sei, stets wird er auf jenen Weg wieder zurückkehren, den ihm die Natur einmal vorgezeichnet hat."

„Glückliche Beschränkung der Jugend, ja, der Menschen überhaupt, daß sie sich in jedem Augenblicke

ihres Daseins für vollendet halten können und weder nach Wahrem noch Falschem, weder nach Hohem noch Tiefem fragen, sondern bloß nach dem, was ihnen gemäß ist."

Es möchte scheinen, als wäre das eine gar leichte Lebensvorschrift, es ist jedoch vielmehr eine solche für Halbgötter! Unter je zehntausend Menschen findet sich nämlich knapp ein einziger, der im Laufe des längsten Lebens, und würde es neunzig Jahre währen, auch nur *herauszufinden* vermöchte, was ihm, will sagen seiner eingeborenen „Natur", seinem „Karma", seinem „Genius" *gemäß* wäre! Weil wir alle in festbegrenzte Umstände hineingeboren werden, die nicht *wir* uns zu wählen hatten, und weil das erste Lebensjahrsiebent, das uns mehr und entscheidender prägt als die nachfolgenden siebenzig zusammengenommen, zugleich ein Jahrsiebent wesentlicher Unbewußtheit ist, so bedarf es einmal einer ungewöhnlich tiefen, starken, reichen „Natur", wenn sie aus der Walzmühle jener „vorbewußten" Eindrücke überhaupt noch einen Rest von eigener Bildenergie in das Alter der bewußten Lebensführung hinüberretten soll; zum andern eines ungewöhnlich kräftigen Geistes, damit das Gerettete zum Erwachen komme; und schließlich noch einer ungewöhnlichen Gunst der äußeren Verhältnisse. Das alles war bei Goethe gegeben. Rechnen wir hinzu die nicht hoch genug anzuschlagende Feinheit seines Herzens, die er dem weiblichen Zug seines Wesens

verdankt, und die eben damit wieder zusammenhängende meisterliche Hellsicht, in Vergleichung mit welcher der „Verstand der Verständigen“ doch nur pedantisch im Nebel tappt, endlich aber die mächtige Gestaltungskraft, die mehr spielend als bemüht die ungleichartigsten Bildungsstoffe wie zum Strauße zusammenflicht, so scheinen alle Vorbedingungen zur Entstehung eines großen *unmittelbaren Erkenners* erfüllt, eines vollkommenen *Weisen in* der alten, schweren Bedeutung des Wortes, der teils durch die vorbildliche Schönheit, durch das Naturmaß seiner Lebensführung, teils durch das lebendige Wort ein *Führer der Seelen* zu sein berufen wäre.

*Emerson*, dessen nicht eben tiefe „Repräsentanten des Menschengeschlechts“ doch manche sublimere Bemerkung enthalten, hat Goethe als den Typus des *Schriftstellers* behandelt und damit insofern etwas Richtiges getroffen, als der echte Weise in der neuzeitlichen Welt kaum auf andre Art eine ins Große gehende Wirksamkeit entfalten kann als durch Schriftstellerei. Noch erleuchteter aber erscheint uns das Urteil des Physiognomisten *Gall*, über das sich Goethe selber im zehnten Buch seiner Lebensbeschreibung folgendermaßen vernehmen läßt. Nachdem er erzählt hat, daß ihm von früher Jugend auf eine gewisse lehrhafte Redseligkeit eigen gewesen sei, verbunden mit dem Bedürfnis, figürlich und gleichnisweise sich auszudrücken, fährt er fort: „In Rücksicht dieser Eigen-

schaften, welche der so einsichtige als geistreiche Dr. *Gall* nach seiner Lehre an mir anerkannte, beteuerte derselbe, ich sei eigentlich zum Volksredner geboren. Über diese Eröffnung erschrak ich nicht wenig: denn hätte sie wirklich Grund, so wäre, da sich bei meiner Nation nichts zu reden fand, alles übrige, was ich vornehmen konnte, leider ein verfehlter Beruf gewesen." Beachten wir, daß er auf der Seite vorher wörtlich erklärt hat: „Schreiben ist ein Mißbrauch der Sprache, stille für sich lesen ein trauriges Surrogat der Rede", so dürfen wir glauben, daß sein Erschrecken nicht ohne tiefere Bedeutung gewesen sei.

Tritt man nun mit solchen Erwartungen an Goethes Werk heran, so wird man sie erfüllt, vielleicht übertroffen finden. Nie ist Klügeres in deutscher Sprache geschrieben worden, und kaum hat ein andres Volk ein solches *Schatzhaus der Weistümer* aufzuweisen, wie es das deutsche in Goethes Schriften besitzt, abgerechnet nur die Bewohner des alten China! Was uns von Goethe geboten wird, sind nicht papierne, sondern *gelebte* Wahrheiten; und der sie uns bietet, tut es mit weise auswählender Hand als einer, der erfahren hat, daß Reden Silber, Schweigen aber Gold ist! Es klingt paradox und verhält sich dennoch so, daß man Goethe, den scheinbar Redseligen, mit noch mehr Recht einen wissenden *Schweiger* nennen dürfte! Während sogar bedeutende Verfasser sonst gemeinhin gern sich selbst übersteigen, indem sie die Gewebe ihrer

Überzeugungen ähnlich einem Händler, der uns zum Kauf ermuntert, nicht nur *alle* ausbreiten, sondern ein jedes auch noch in wechselnder Beleuchtung zeigen, so läßt Goethe nicht jeden jedes sehen und *keinen alles*. Wir *fühlen* es, wann wir ihn lesen, daß er immer *noch mehr weiß, als er uns kundgibt;* und dies macht einen wesentlichen Teil des unauflöslichen Nimbus aus, der seine Gestalt wie sein Werk umfließt. Man wird ihn niemals zu Ende lesen, denn es genügt nicht zu vernehmen, was er sagt; man muß auch noch erraten, was er verschweigt! Es ist Kinderspiel, auf eine Formel zu bringen den „Typus" Rousseau oder Schiller oder Kant; den Typus Goethe formulieren aber heißt: den Geist des abklingenden achtzehnten, des beginnenden neuen Jahrhunderts selber fassen und zwar sowohl samt seinen Grundlagen als auch samt seinen Folgen. Vollkommenster Wortführer der letzten Kultur des Abendlandes steht er mit allen je gewesenen Kulturen in Zusammenhang und darum als die *Erfüllung* seiner Zeit zugleich *über* seiner Zeit! Man könnte Bogen über Bogen füllen und würde doch erlahmen, diese Persönlichkeit auszumessen, und so mag es denn mit den wenigen Linien genug sein.

Nun aber leiten wir zu einer andern Art des Wertens und Messens mit folgender Frage über: war dieser Mann ein *Dichter*, war er auch nur ein *Künstler*? Unsre Antwort lautet: er war bis etwa zum fünfund-

dreißigsten Jahre *auch* noch Dichter, und er verfüget bis an sein Lebensende über künstlerische *Gaben* allerersten Ranges, aber er verkörperte *nicht* die *Urform* des Dichters und *nicht* die *Urform* des Künstlers! Ja, wir stehen nicht an zu glauben, er wäre noch vollkommener gewesen, wenn er auf die männlich-bildnerische Seite seines Wesens hätte Verzicht getan. Goethe *wußte das;* denn ein tieferer Selbstkenner hat nie gelebt:

Jeglichen Schwärmer schlagt mir ans Kreuz
im dreißigsten Jahre;
Kennt er nur einmal die Welt,
wird der Betrogne ein Schelm!

„Schwärmer", hier in schillerndem Doppelsinn verwendet, ist nur der alte wesenbezeichnende Name des Dichters! Goethe mußte den Dichter in sich opfern, um der große Lebenskünstler und Weise zu werden, der er war. Hätte er den Künstler auch noch geopfert, so wäre er vielleicht ein noch größerer Weiser, ein Seelenführer von noch erhabenerer Vorbildlichkeit geworden! Was dies in Anbetracht des Dichters bedeute, werden wir sogleich in Erwägung ziehen. Über das Künstlertum aber mögen nachstehende Andeutungen genügen.

Das Leben des Künstlers (= Bildners) steht im *Dienste* des Werkes, so zwar, daß sein Werk die Essenz seines Lebens und mehr als nur *seines* Lebens birgt; das Werk Goethes dagegen steht im *Dienste* seines

*Lebens*, vergleichbar etwa dem edlen Hausrat und köstlichen Schmuck, womit ein reicher und erlesener Geist sich das Leben zu verschönern weiß. Er selbst läßt uns darüber nicht im Zweifel. „Und so begann diejenige Richtung", sagt er in seiner Lebensbeschreibung, „von der ich mein ganzes Leben über nicht abweichen konnte, nämlich dasjenige, was mich erfreute oder quälte oder sonst beschäftigte, in ein Bild, ein Gedicht zu verwandeln und darüber mit mir selbst abzuschließen, um sowohl meine Begriffe von den äußeren Dingen zu berichtigen als mich im Inneren deshalb zu beruhigen. Die Gabe hierzu war wohl niemand nötiger als mir, den seine Natur immerfort aus einem Extreme in das andre warf. Alles, was daher von mir bekannt geworden, sind nur Bruchstücke einer großen Konfession, welche vollständig zu machen dieses Büchlein ein gewagter Versuch ist." — So denkt *nicht* der Künstler, der seine *Person* beständig in der Esse des bildnerischen Feuers *verbrennt;* sondern so denkt der große Lebensgenießer und Lebensgestalter, dessen Grundverhältnis zum Werk vielmehr dasjenige des, wenn auch noch so befähigten, ja meisterlichen *Liebhabers* ist! Dadurch nun geschieht es, daß es nur wenige Hervorbringungen Goethes gibt — abzurechnen ist zumal der durch und durch nicht bloß künstlerische, sondern sogar tiefdichterische *erste* Faust! —, denen nicht mindestens ein kleiner Beigeschmack jenes Allzupersönlichen und sozusagen Weiblichintimen an-

haftete, das er inbezug auf seine Anfangsversuche selber mit folgenden Worten gekennzeichnet hat: „Ich ermüdete nicht, über Flüchtigkeit der Neigungen, Wandelbarkeit des menschlichen Wesens, sittliche Sinnlichkeit und über all das Hohe und Tiefe nachzudenken, dessen Verknüpfung in unsrer Natur als das Rätsel des Menschenlebens betrachtet werden kann. Auch hier suchte ich das, was mich quälte, in einem Lied, einem Epigramm, in irgendeinem Reim loszuwerden, die, weil sie sich auf die eigensten Gefühle und auf die besondersten Umstände bezogen, *kaum jemand andres interessieren konnten als mich selbst.*“ Fürwahr, Goethe ist der bis zur Genialität gesteigerte „Gelegenheits“-Dichter und „Gelegenheits“-Künstler! Indessen wollen wir fortan nur den Dichter ins Auge fassen und zwar nach seinen lebenswissenschaftlichen Grundlagen.

Auf der Stufe der Bildung kann man nur Dichter sein, wenn man *überdies* noch Künstler ist! Denn hier genügt es nicht mehr, daß, vom Gotte begeistert, „das Aug' in schönem Wahnsinn rolle“ und die Lippe bewußtlos Dithyramben töne, sondern man soll das selig Empfangene auch *niederschreiben;* und dazu bedarf es bildnerischer *Gestaltungskraft.* Auf *vor*geschichtlicher Stufe hingegen, wo die Sänger Analphabeten waren, ist Dichten nichts andres als *singendes Überströmen* der bis zur Selbstvergessenheit berauschten Seele, ein Zustand, dessen Tausende, Hunderttausende aus ele-

mentarischer Natur teilhaftig wurden und von dem die gleichsam im Winde verwehenden Blüten wir Heutigen eifrig zu sammeln trachten und, so viele ihrer sind, in die Herbarien der Gelehrsamkeit kleben: „Volksliedersammlungen" nennen sich solche Herbarien! Von *dem* Dichter nun und seinen Voraussetzungen wollen wir handeln, der man sein kann, ohne je ein Gedicht gemacht zu haben! *Eichendorff*, der wie die meisten Romantiker ein solcher war, ob er schon glücklicherweise die schönsten seiner Verse auch noch aufgezeichnet hat, nennt ihn „das Herz der Welt". *Novalis* sieht in ihm eine Form des „Magiers". Was will das heißen?

Es weist auf einen Lebenszustand hin, dem die Wirklichkeit zum währenden Gesang geworden oder dem doch erst der tönende Überschwang des dichterischen Augenblickes den *Eintritt in die wahre Wirklichkeit* bedeutet. Goethe tat einen Blick in diese Wirklichkeit, ihr Odem wehte ihn an, entzündete ihn in jugendlichen Jahren, daß auch aus ihm eine prächtige Flamme der Dichtung emporschlug; aber in sie einzutreten, in ihr zu verharren, von ihr sich *verzehren* zu lassen, das war nicht seine Bestimmung und nicht sein Wille. Und hierin nun bestand seine Weisheit, daß er aus dieser mehr als menschlichen Wirklichkeit zurückfand in die Welt des — Menschen! Denn wer auch nur einmal jenes göttlichen Glanzes gewürdigt wurde, der ist in Gefahr, vor Sehnsucht danach zu

sterben, wann er für *ihn* erloschen ist. Hier einige Sätze aus dem Werk eines *Dichters*, der, tiefer entzündet, an seiner Flamme verging.

„Wie Flammen verloren sich in meinen Sinnen die Taten aller Zeiten ineinander, und wie in *ein* frohlockend Gewitter die Riesenbilder, die Wolken des Himmels sich vereinen, so vereinten sich, so wurden *ein* unendlicher Sieg in mir die hundertfältigen Siege der Olympiaden."

„Wir sind wie Feuer, das im dürren Aste oder im Kiesel schläft; und ringen und suchen in jedem Moment das Ende der engen Gefangenschaft. Aber sie kommen, sie wägen Äonen des Kampfes auf, die Augenblicke der Befreiung, wo das Göttliche den Kerker sprengt, wo die Flamme vom Holze sich löst und siegend emporwallt über der Asche; wo uns ist, als kehrte der entfesselte Geist, vergessen der Leiden, der Knechtsgestalt, im Triumphe zurück in die Hallen der Sonne."

„Die sternenhelle Nacht war nun mein Element geworden. Dann, wann es stille war wie in den Tiefen der Erde, wo geheimnisvoll das Gold wächst, dann hob das schönere Leben meiner Liebe sich an."

„Da flogen wir . . ., da wanderten wir wie Schwalben von einem Frühling der Welt zum andern, durch der Sonne weites Gebiet und darüber hinaus zu den andern Inseln des Himmels, an des Sirius goldene Küste, in die Geistertale des Arktur."

„Himmel der Nacht, wie eine Rebenlaube überwölbest du mich, und deine Sterne hängen wie Trauben herunter."

„Der Bäume Gipfel schauerten leise; wie Blumen aus der dunklen Erde sproßten die Sterne aus dem Schoße der Nacht, und des Himmels Frühling glänzte in heiliger Freude mich an."

Aber auch: „Huldige dem Genius *einmal* und er achtet dir kein sterblich Hindernis mehr und reißt dir alle Bande des Lebens entzwei."

Das sind Worte *nicht* eines großen Erkenners, Weisen und Führers, aber eines, der in die *eigentliche* Wirklichkeit sich wie auf Adlersschwingen zu erheben begnadet wurde; begnadet, um an ihrem furchtbaren Glanze irre zu werden und zurückzutaumeln in die Nacht eines barmherzigen Vergessens, während seine Seele sich in den „Äther" verblutete: Worte aus *Hölderlins* Hyperion!

Goethe dagegen *fand* sich zurück, weil es ihm gegeben war, vergessen zu *wollen*. Er *verbot* sich den Glauben an die urbildliche Wirklichkeit, wofür wir folgenden Ausspruch von ihm nachdrücklichster Erwägung anheimstellen möchten: „Alle Menschen guter Art empfinden bei zunehmender Bildung, daß sie auf der Welt eine doppelte Rolle zu spielen haben, eine wirkliche und eine ideelle, und in diesem Gefühl ist der Grund alles Edlen aufzusuchen. Was uns für eine wirkliche zugeteilt sei, erfahren wir nur allzu

deutlich; was die zweite betrifft, darüber können wir selten ins Klare kommen. Der Mensch mag seine höhere Bestimmung auf Erden oder im Himmel, in der Gegenwart oder in der Zukunft suchen, so bleibt er deshalb doch innerlich einem ewigen Schwanken, von außen einer immer störenden Einwirkung ausgesetzt, bis er ein für allemal den Entschluß faßt, zu erklären, das Rechte sei das, was ihm gemäß ist." — Hier finden wir jene zweite und im Sinne des Dichters eigentliche Welt als „ideelle" bezeichnet und sehen die *Persönlichkeit* ihr gegenüber ein für allemal den Entschluß der unbedingten *Selbsterhaltung* fassen. Unterschätzen wir auch nicht das Geständnis, daß eben diese Persönlichkeit, solange sie in sich, will sagen im Selbst, den Mittelpunkt des Weltalls anzusetzen noch zaudert, „einem ewigen Schwanken ausgesetzt bleibe." — Da haben wir die Tragik *auch* des wissenden Menschen. *Person und All sind feindliche Gegensätze;* nur durch *Aufhebung* jener steht der Weg zu diesem offen: das ist das Wahrwort, das wir dem „Goetheschen Menschen" entgegenstellen und aus dem wir die Berechtigung ableiten, dessen Vollkommenheit, so sehr wir sie würdigen, doch eine solche des „Stils", der „Hexis", der „Haltung" zu nennen! — Worin liegt es nun aber begründet, daß der Weise und also auch ein künstlerischer Weiser wie Goethe den Weg des Vergleichs gehen muß oder vielmehr willens sein muß, ihn zu gehen? Damit erst kommen wir zu den *Schranken* seines Genius.

Größe wie Grenze des Goetheschen Menschen liegt darin beschlossen, daß er allein und durchaus der *gesellige* Mensch ist! — Worte, die nach Richtung und Kerngehalt mit folgendem sich vereinen, wird man in seinem Werk zu hunderten finden, und eigentlich ist jeder seiner Charaktere ein Anwendungsfall unter anderem auch *dieses* Satzes: „*Es ist keine Neigung, keine Gewohnheit so stark, daß sie gegen die Mißreden vorzüglicher Menschen, in die man Vertrauen setzt, auf die Länge sich erhalten könnte.*“ —

Um Gleichgewicht in sich selbst zu erlangen, bedarf ein *persönliches* Wesen notwendig des Gleichgewichts mit allen sonstigen Wesen, die mit ihm gemeinsam dem Gesetze des *Geistes* verpflichtet und dadurch gleich ihm *verpersönlicht* sind. Zur Eigenperson gehört unabtrennbar die Fremdperson, zum Ich der „Andre“, zum „Menschen“ als dem Träger des Ichs der mit-ertragende „Nebenmensch“. Menschliche Vollkommenheit, sofern von einer solchen zu reden ist, oder, wenn es besser gefällt, vermenschlichte Göttlichkeit, wie sie in Goethe unübertroffen Gestalt gewann, ist immer zugleich Erscheinungsform vollkommen eingeprägter Geselligkeit! Beachten wir auch hiervon für einen Augenblick die *positive* Seite!

Goethe als letzter Vertreter der letzten europäischen Kultur ist auch ein Verteter der letzten europäischen *Gesellschaft.* Heute gibt es keine Gesellschaft mehr, sondern nur noch den Staat, seine Funktion des

Verkehrs und daneben ein Sichzusammenfinden dieser und jener Einzelmenschen aus wirklicher oder vermeinter Wahlverwandtschaft der Köpfe und der Herzen. „Gesellschaft“ in alter Bedeutung hingegen war — organisierte Erotik und setzte voraus ein Menschentum, das in Trachten, Wohnsitz, Geräten wie nicht minder in allen Formen privater und öffentlicher Geselligkeit einen *Stil* sich zu erbilden die Fähigkeit hatte. In der Weitergabe dieses Stils an die Werdenden durch verständnisvolle Führung Herangereifter bestand damals die Aufgabe der „Bildung“. Verehrendes Emporblicken und aufnahmewilliges Nacheifern vonseiten des „Lehrlings“ der Lebenshaltung, liebendes Weisen und Erproben vonseiten des „Meisters“ knüpften zwischen Jugend und Alter, zwischen Kommendem und Vergehendem jene unzerreißbaren Bande des Herzens, die allein das Erbe der Ahnen über den Strudel der Zeiten hinübertragen und schöpferisch Neues wirken durch Verjüngung des Gewesenen. Wir brauchen nicht zu erinnern, in welchem Maße der Erziehungsgedanke geselliger Lebensbildung durch fast alle Werke Goethes hindurchgeht. Hätte unsre Zeit für dergleichen überhaupt noch Sinn, so müßte sie begreifen, daß sie von Goethe unvergleichlich mehr zu lernen Gelegenheit habe als etwa von Rousseau, Schiller oder Kant: denn er und nur er von allen diesen Geistesgrößen hat den Lebensstil des achtzehnten Jahrhunderts nicht nur dargelebt, sondern ihn auch

im Wort überliefert. Stattdessen prahlt man heute mit „Demokratismus“ und sansculottischer Freiheitlichkeit, während Dutzende von Goethebünden und Tausende von Goethegelehrten geschäftig sind, unter der Larve der Verehrung an seinem Werk und seiner Person Totengräberarbeit zu leisten, indem sie beide zum Gegenstande jenes widerwärtigen Götzendienstes machen, der uns jeden Waschzettel eines großen Mannes für ein „Dokument“ und Sakrum aufbinden will! — (*So* leicht hätten sie es freilich wohl nicht gehabt, wenn Goethe entweder *ganz* Weiser oder *ganz* Künstler gewesen wäre statt, wie oben bemerkt, in weiblich-persönlicher Art beides durcheinander! Shakespeare und Homer sind hinter ihrem Werk längst zur Mythe geworden; Leonardo und Sappho wenigstens nahezu; und selbst ein Gottfried Keller — was wissen wir noch von seiner Person und wie lange wird es dauern, daß auch er sich in eine Legende verwandelt hat! Goethe aber, je länger er tot ist, wird menschlich immer bekannter, immer ausgeforschter, zwar gewiß nicht verdienter-, doch aber verständlichermaßen!) Keiner wie er hat uns den ganzen Reichtum sanfter und edler, verwirrender und peinlicher Gefühle überhaupt erst aufgeschlossen, die geistige Wesen einander gesellen und hinwieder ihre Gesellung zersetzen. Er ist der ebenso große als zarte Verkünder des „guten Tons“, der „Sittlichkeit der Sitte“ und jenes dem Altertum wenigstens angenäherten *Maßes* der Lebens-

führung, das seine „Gesetze" aus dem menschlichen *Eros* gewann. Nunmehr indessen sei auch die Kehrseite angeschaut!

Man denke sich den Goetheschen Menschen aus Gesellschaft und Geselligkeit herausgerissen und hineingestellt sei es in die wirkliche Einsamkeit des mittelalterlichen Eremiten und Höhlenbewohners, sei es in die symbolische Einsamkeit des *inneren* Fürsichselberseins und — er hat zu bestehen auch schon aufgehört! Das Lebensgefühl des Goetheschen Genius, dem „Ewigweiblichen" verwandt, bedarf eines *Mittlers*, und dieser Mittler ist der „Andre", der „Nebenmensch". Hier liegt sein besonderer Gehalt, hier aber auch seine eherne *Schranke*. Nicht deshalb aber ist „Einsamkeit" schranken*loser*, weil sie etwa verzichtet hätte auf die Gegenseitigkeit des Gebens und Empfangens (wie es wirklich die *Verlassenheit* tut!), sondern weil die Form des geschichtlichen, und wäre es selbst des höchstkultivierten, Menschen *die Fülle des Weltlebens nicht mehr zu fassen vermag*. Daran aber besteht für denjenigen kein Zweifel, der irgendwann und irgendwie den *Pulsschlag des Elementes selber* zu erleben gewürdigt wurde, sei es nun unmittelbar, sei es durch Vermittlung seiner schranken*losen* Offenbarer, zu denen ein Goethe *nicht* gehört! Man braucht auf Rhythmus und Tonfall alle hier angeführten Sätze Goethes nur mit den wenigen Hölderlins zu vergleichen, und man wird *wissen*, um was es sich handelt, wenn man

vielleicht auch noch nicht in der Lage ist, es in Worte zu kleiden. Will man dafür ein andres Beispiel: der landschaftliche Blickumkreis eines Goethe heißt *Piranesi* oder *Claude Lorrain;* der landschaftliche Blickumkreis des elementaren „Romantikers" heißt *Böcklin.* Man vergegenwärtige sich ein Bild wie den „Abenteurer" und man wird es zum mindesten *fühlen,* daß der „gesellige" Mensch gewissermaßen zum Kunsterzeugnis herabsinkt, wo, wieder entledigt der Gesetze des Geistes und nurmehr von ihrem „Dämon" getrieben, die Seele dem Rufe der kosmischen Mächte folgt, ob auch ihr Wagnis ende wie des Empedokles Sturz in den Ätna. —

# BRIEF ÜBER ETHIK
## 1918

WAS will der Ethiker? „Bessern", sittlich bessern, vollkommener machen, ja schließlich wohl gar der „Vollendung" entgegenführen. — Es sei kein Zweifel in seine guten Absichten, in die „Reinheit seines Herzens" gesetzt; es sei auch vorerst noch gar nicht die heikle Frage aufgeworfen, woher er das Ziel denn eigentlich kenne, woher ihm die Gewißheit von der Richtigkeit des Zieles komme und wer ihn beauftragt habe, das Gewachsene und Gewordene *anders* zu machen. Dagegen dies wollen wir fragen, ob ein Glaube an die Besserung der *Menschheit* wohl einige Aussicht auf Verwirklichung hat.

Es sei eine Ethik, welche sie wolle, so viel ist gewiß, daß sie auf dem Boden der Tatsachen steht. Die Welt, die der Ethiker meint, heißt Menschheit, und die Menschheit, die er meint, ist die tatsächlich vorhandene Menschheit, nicht die z. B. in den Werken der Dichter oder sonst eine geträumte und phantasierte, sondern allein und ausschließlich die, deren bisherigen Lebensgang uns die Chronik der „Weltgeschichte" aufgezeichnet hat. — Ich habe früher darauf hingewiesen, was übrigens jeder weiß, der es sich nur nicht verhehlt, daß *diese* Menschheit von Blut, Mord, Verrat, Niedertracht und Gemeinheit trieft und also wohl keinem Wunschbilde, auch nicht dem des Ethikers zu entsprechen vermag. Indessen eben darum, das ist seine Ansicht, müsse sie „sich bessern". Er verlegt sein „Ideal des Guten" in die Zukunft, etwa fol-

gendermaßen überlegend: früher war die Menschheit arg und böse, auch noch ist sie es reichlich; allein sie wird „sich läutern", immer mehr läutern und zukünftig irgendwann einmal, obschon vielleicht erst in sehr fernen Zeiten, dem „Ideal des Guten" mindestens nahe sein, sollte sie es auch niemals völlig erreichen. Allein, gesetzt selbst, die Erfüllung einer solchen Erwartung läge im Bereich der Möglichkeit, wäre denn dadurch das mindeste an den Übeltaten und Verbrechen geändert, die geschehen *sind*; würden die Millionen und Abermillionen Schurken, erkannte und unerkannte, die Ohrenbläser, Verleumder, Herzensvergifter, Neidbolde, Ehrabschneider, Intriganten, Geistes- und Leibesparasiten gebessert sein, die man längst *begrub*? Besteht denn die Menschheit nur aus den jeweils lebenden Menschen? Können insbesondere jene Menschen, die den Vorzug haben, im späten Jahrhundert der nahen Vollendung des sittlichen Ideals zu leben, die Menschheit bedeuten? Hätte es deshalb eine einzige Scheußlichkeit verflossener Jahrhunderte weniger gegeben, weil die zuletzt Gekommenen sich — ich weiß nicht welcher — Vollendung erfreuten? Wie wenig das wahr ist, wird uns vielleicht etwas deutlicher, wenn wir einen Augenblick an diejenigen denken, die unter den Schurkereien der andern zu leiden hatten; an die von Verrat, Lüge, Ungerechtigkeit, Räuberei und Niedertracht jeder Art Torturierten!

Der Zorn des Edlen, der sich mit knirschenden Zähnen verruchter Gewalttat beugen mußte oder dessen Haupt unter dem Beil des Henkers fiel; der heimlich weinende Jammer aller durch blutsaugerische Praktiken Gepeinigten; der ohnmächtige Schmerz der schändlich Verratenen, der schuldlos mit Schande Befleckten: sind sie deshalb nicht oder auch nur im geringsten weniger erlitten worden, weil nach x-tausend Jahren eine „geläuterte" Generation von Menschen lebt? So gewiß man Geschehenes nicht ungeschehen macht, so gewiß kann man mit Sinn nicht mehr bessern wollen, was schon einmal unverbesserlich verdorben wurde! — Beiläufig weise ich hier sogleich auf die Verwandtschaft dieses absurden Besserungsunterfangens mit zwei Grundlehren des Christentums hin. Das erste ist die Vorstellung, daß der *Glaube* — nämlich an den Stifter der christlichen Religion — „selig mache". Dann aber, wie sich versteht, können nur solche der Seligkeit teilhaftig werden, die zufällig später geboren wurden als er; weshalb ja, wie bekannt, nicht wenige spätmittelalterliche Menschen der Meinung waren, Platon und Aristoteles z. B. säßen im Fegefeuer, wo nicht gar in der Hölle. Das zweite ist die Vorstellung, daß über Verdienst und Schuld endgültig erst am „jüngsten Tage" befunden werde, wozu es weiterer Erläuterung wohl nicht bedarf. —

Mit der vorgeblichen Besserung der *Menschheit* ist

es also nichts, und wer davon redet, der schwindelt uns etwas vor — natürlich guten Glaubens, absichtslos, unbewußt, und das bedeutet: aus Instinkt. Der Trug sitzt ihm im Herzen; der Kopf hat wie immer nur die Gründe für seinen vorgeurteilten Glauben beizubringen. — Der bloße Praktiker der Ethik freilich würde sich daran nicht stoßen. Mag die tote Menschheit nicht mehr zu retten sein, so würde er sagen, mein Bemühen gilt der lebenden und kommenden; ich wünsche vorzubeugen, daß dergleichen nicht wieder passiert. Der Theoretiker jedoch, der „Wissende" der Ethik dürfte das niemals zugeben. Denn alsdann könnte er nicht mehr von einem „ewig Gültigen" oder „schlechthin Guten" reden, dessen Verwirklichung er anstrebe; sondern die ganze Besserei wäre bloß eine Sanierungsarbeit, wie wenn einer den Sumpf zuschüttet, aus dem die Moskitos kommen, die ihn stechen, oder den Schuh, der ihn drückt, auf den Leisten schlägt. Dazu brauchte es keiner „sittlichen Forderung", keines „kategorischen Imperativs" und wie die mehr oder minder emphatischen Wendungen lauten, deren man sich bedient, um die Unverbrüchlichkeit des Pflichtgebotes zu betonen. Inzwischen kehren wir zu unserm eigentlichen Ethiker zurück.

Wir haben gesehen, daß die Menschheitsbesserungsidee ein frommer Selbstbetrug ist, weil die zu bessernde Menschheit zur Zeit der gebesserten leider gestorben und verdorben wäre. Jetzt aber fragen wir

uns, ob denn auch nur auf Besserung eines zukünftigen Geschlechtes zu rechnen sei. — Nun denn: sind *wir*, wir Lebenden und Jetzigen, nicht die leiblichen, seelischen und geistigen *Nachkommen* der von Mordblut und Niedertracht triefenden Menschheit, die uns vorausging? Rollt nicht *ihr* Blut in *unsern* Adern? Und wenn es etwa *noch* nicht der Fall sein sollte, indem wir uns völlig rasserein gehalten hätten und zufällig einer verhältnismäßig „unschuldigen" Rasse angehörten, *wird* es nicht bei der immer rascher um sich greifenden Rassenmischung zukünftig unfehlbar der Fall sein? Pflanzen sich etwa nur die Schuldlosen fort, dahingegen nicht — ich sage nicht die öffentlich gebrandmarkten, sondern — die unerkannten Verbrecher des Herzens? Hat nicht im Gegenteil durchweg die schlechtere Partei noch jederzeit über die edlere triumphiert?! Ist es erforderlich, die schier unübersehliche Reihe der Beweisstücke dafür aufzurollen? Konstantin der sog. Große, Karl der sog. Große, Gregor, Torquemada, Cortez, Cromwell, Robespierre usw., was waren sie *essentiell* andres als furchtlose und furchtbare, wenn auch vielleicht besessene, Massenmörder? Und sind es nicht diese sog. Großen, deren Taten den Ausdruck bilden für die jeweilige Änderung in der Bahnlinie der Menschheit und die Erzeugung derjenigen Zustände, die das Schicksal der Folgegeschlechter bestimmten — weshalb man sie eben die „Großen" nennt! Nicht sowohl die edle als

vielmehr die verbrecherische Geistigkeit schuf und schafft noch fortwährend die „Weltgeschichte", deren Erben wir sind; woraus mit sehr großer Wahrscheinlichkeit folgt, daß wir einer unaufhaltsamen *Verschlechterung* der Menschheit entgegengehen.

Indessen, der Ethiker erwidert, ob das „sittliche Ideal" jemals ganz oder auch nur annäherungsweise oder endlich garnicht zu verwirklichen sei, das berühre nicht den Umstand, daß es *bestehe* und jedem unverbrüchlich verbindliche Forderungen stelle, der überhaupt nur diese Forderungen vernehmen könne. Erfolg oder Mißerfolg seines Tuns sei für den sittlichen Menschen nicht entscheidend; und ob er hundertmal scheitere, so bleibe das „Gute" nichtsdestoweniger die einzige Richtschnur seines Strebens. — Da wollen wir uns denn doch dieses Ideal etwas genauer betrachten!

Ich habe früher gezeigt und es mit vielen Gründen belegt, daß wir gezwungen sind, zwei aufeinander unrückführbare Mächte zur Erklärung der geschichtlichen Menschheit anzunehmen; und ich habe ferner gezeigt, daß beide Mächte zueinander im Gegensatz stehen, welchem gemäß jedes Wachstum der einen eine entsprechende Minderung der andern bedeutet. Dieses, wie gesagt, läßt sich beweisen und wurde bewiesen. Dagegen läßt sich allerdings nicht beweisen, daß und warum man für die eine oder die andre der beiden Mächte Partei ergreifen müsse, und es bleibt

daher der persönlichen Artung anheimgestellt, welche ihrer beiden man für die aufbauende, welche für die abbauende halten will. Nur soviel ist gewiß: nenne ich die eine + x, so muß ich die andre — y nennen; spreche ich dagegen von —x, so heißt die andre +y. Volkstümliche Namen für die von *meinem* Standpunkt aus aufbauende Macht, also für das Plus-x, wären etwa Natur, Sinnlichkeit, Herz; genauere und richtigere Namen sind Leben, Kosmos, *Seele.* Demgemäß hieße *mein* Minus-y — je nachdem — Wille, Tat, Logos, Nus, „Idee", „Gott", „être suprême", reines Subjekt, absolutes Ich, *Geist.* Die eine Seite dieser Behauptung wird von den meisten Ethikern heute im großen und ganzen zugegeben, wenn auch mit einer Einschränkung, die das Zugeständnis hinterdrein wieder aufhebt, die Behauptung nämlich von der Zweiheit der menschheitgestaltenden Mächte. Auch sie nämlich leugnen, daß die „Idee des Guten" aus der „Natur" stamme; wollen aber keineswegs einräumen, daß zwischen beiden Mächten ein Verhältnis des Gegensatzes, ja der Feindschaft obwalte. Vielmehr versichern sie uns, die „Natur" sei eine „Darstellung" oder „Offenbarung" jener „Idee des Guten". Ehe wir beweisen, daß sie sich dadurch mit sich selbst in Widerspruch setzen, fassen wir die Provenienz ihrer Ansicht ins Auge.

Die „Idee des Guten" hat in erster Linie die Eigenschaft, Forderungen zu stellen oder, handgreiflicher

gesagt, Befehle zu geben. Ja, sie ist sozusagen der „Befehl an sich", das absolute Kommando, der — kategorische Imperativ! Wer uns also behauptet, eben diese Idee stelle sich dar in der raumzeitlichen Welt, der *hat* damit schon behauptet, die Welt sei entstanden durch einen Befehl. Das ist aber nichts andres als der mosaische Schöpfungsmythos, als das „Es werde" des alten Judengottes Jahwe. Und bei der Gelegenheit dürfen wir nicht unterlassen, den Finger auf den Umstand zu legen, daß diese ausschließlich mosaische Vorstellung, die bei keinem Volk ihresgleichen hat, wohl die widersinnigste Zumutung ist, die sich an geistesgesunde Wesen stellen läßt. Nur weil die Menschen, soweit sie dem Christentum angehören, derartiges in zartester Jugend eingepaukt bekommen, kann ihnen das Aberwitzige einer Vorstellungsart entgehen, in Vergleichung mit der alle Spuk- und Wundergeschichten den Charakter der Wahrscheinlichkeit haben. Man lächelt darüber, wenn jemand an Gespenster glaubt, man verhöhnt die Fetische und Idole der „Naturvölker", man hält es wohl für ein wunderliches Hirngespinst, wenn z. B. die orphischen Theologen des alten Griechenland die Welt aus dem silbernen Urei hervorgehen ließen; und man bemerkt nicht, daß mit der Annahme eines weltschöpferischen Befehls sich keine Weltentstehungshypothese an Unmöglichkeit vergleichen ließe! Was nämlich zeigt uns die Erfahrung? Daß ein Befehl *nie*

auch nur *irgend*etwas hervorbringen könne, nicht einmal den Regentropfen am Fenster.

Wenn ein Feldwebel „Halt" oder „Marsch" kommandiert, ist es alsdann das Kommando, das die Energien liefert, die den Soldatenkörper in Bewegung setzen, oder sind es die lebendigen Kräfte der gehorchenden Soldaten? Wie aber in diesem Falle, so liegt es stets. Nicht der Befehl kann etwas verwirklichen, sondern immer nur der dem Befehl Gehorchende und zwar mit Hilfe seiner natürlichen Fähigkeiten. Der Befehl mit andern Worten setzt die ganze raumzeitliche Welt, setzt insbesondere lebendige Energien und endlich ein Bewußtsein voraus, das ihn, den Befehl, anerkennt; und ohne das ist er ein Nichts. Der mosaische Schöpfungsmythos dagegen läßt aus dem Nichts eines Kommandos die Gesamtwelt hervorbrechen. Und genau dasselbe tut der Ethiker, wenn er die raumzeitliche Wirklichkeit für eine Erscheinung der „Idee" des Guten, des kategorischen Imperativs, des absoluten Befehls erklärt. Während er aber solcherweise durch eine ungeheuerliche Fiktion den Gegensatz der beiden Mächte, die auch er zu setzen nicht umhin kann, theoretisch unterschlägt, betätigt er ihn durch die eigene Lehre. Denn, wie wir jetzt zeigen wollen, was er in Wahrheit predigt, ist nichts andres als die „Todfeindschaft gegen das Leben"! Verhält es sich aber so, dann begreifen wir, warum er Hirngespinste weben muß, um sich den

Sachverhalt zu verschleiern; denn *den* Mut, einen solchen Kampf zu bekennen, hat zum mindesten der Mensch der Gegenwart nicht mehr. Da müssen wir schon recht tief ins sog. finstere Mittelalter zurückgehen, ja bis auf die Apologeten und Kirchenväter, um Persönlichkeiten zu finden, die — wie z. B. der Agitator *Augustinus* — es imgrunde wußten und das Wissen noch ertrugen, daß „Gottes" Gebot dem Wesen nach die Verfluchung der „Sinnenwelt" sei. Mit einem solchen Ethiker kann der Lebensphilosoph sich verständigen. Beide können sich selbst und einander einräumen, daß sie zwei unerbittlich sich befehdende Parteien vertreten und wenigstens darüber einer Meinung sind. Ihre Verschiedenheit ist klar und klärbar: sie glauben beide an den unversöhnlichen Gegensatz von Himmel und Hölle gleichsam, nur aber, daß der eine für den Himmel erklärt, was der andre grade für die Hölle hält. Dagegen ist keine Verständigung mit dem Ethiker der Gegenwart möglich, der gegen das Leben Krieg führt und keineswegs es Wort haben will. Er steht wie jener andre auf der Seite der Lebensgegnerschaft, aber uneingeständlich, verlarvt, verlogen — versteht sich, unbewußt. Doch nun zum Beweise seines Selbstwiderspruchs!

Was ist eigentlich ein Kommando oder Befehl? Man antwortet vielleicht: ein Gebot. Was aber ist ein Gebot? Darauf antworten *wir:* immer und unter allen Umständen ein *Verbot!* Der Befehl sagt: „Du

sollst!" Nun ist es klar, daß dazu überhaupt kein Anlaß vorläge, wenn das Anbefohlene bereits von selbst geschähe. Geschieht es aber offenbar nicht von selbst, sofern es ja erst befohlen werden muß, so wäre bei Abwesenheit des Befehls zweifellos etwas andres geschehen, sei es, daß der anbefohlene Vorgang einfach unterbliebe, sei es, daß ein entgegengesetzt gearteter Vorgang an seine Stelle träte. Worauf also zielt essentiell der Befehl? Auf die Verhinderung eines Vorganges oder Zustandes der Vitalität! Ich habe eben nur den katholischen Katechismus zur Hand und stelle fest, daß von den „zehn Geboten Gottes" sieben auch verbal „Du sollst *nicht*" sagen, nur drei dagegen „Du sollst". Es bedarf jedoch keines Scharfsinns, um zu erkennen, daß auch diese drei ihren tatsächlich verneinenden Sinn bloß in eine bejahende Sprachform gekleidet haben. Das Wesen jedes *Ge*botes, also jedes kategorischen Imperativs, jedes Pflichtbegriffes ist demnach *Ver*bot; das Verbotene ist jedesmal ein „natürliches" oder vitales Geschehen. *Der kategorische Imperativ ist mithin die kategorische Verneinung der Vitalität.*

Handgreiflicher läßt sich der Beweis folgendermaßen führen. Jedes sittliche „Du sollst" richtet sich *gegen* das, was es für eine „Sünde" hält, setzt also Sündigkeit oder Sündhaftigkeit des Menschen voraus. Es *bedarf* der Sünde, um überall noch einen Sinn zu haben! Streichen wir den Sündenbegriff, so ist auch

der kategorische Imperativ, ist jede sittliche Forderung, jede Tugend gestrichen (wie man das ja im Paulus nachlesen kann). Das Tier z. B., weil man ihm nicht die Fähigkeit zur Sünde leiht, kann auch kein Verbrechen begehen und weiß nichts von sittlicher Forderung. Das *Leben* also kennt sie nicht; denn das Leben ist sündlos und schuldlos. Fragen wir jetzt, was denn eigentlich die mosaische Erfindung der Sünde bedeute, so halten wir den Schlüssel dazu in Händen, sobald wir uns überlegen, daß es zwar nicht nach dem Kanon der Kirche, doch aber in der Tat und Wahrheit nur *eine* „Todsünde" gibt, die Sünde gegen den „heiligen Geist". Das Beiwort „heilig" belehrt uns darüber, daß der oberste Wertbegriff, das summum bonum, das être suprême, das ens realissimum des sittlichen Bewußtseins der *Geist* ist. Alsdann aber gibt es überhaupt nur eine Sünde, die Sünde gegen den Geist! Steht nun der Geist, wie wir wissen, zum Leben im Gegensatz, so ist das, was als sündig bezeichnet wird, das — Leben! Aus dieser Wahlklemme ist kein Entrinnen möglich. Um ein sittliches „Du sollst" zu kennen, muß ich den Begriff der Sünde aufgestellt haben; um aber den Begriff der Sünde aufzustellen, muß ich den Geist zum Maßstab des Lebens machen, dergestalt daß dieses im Verhältnis zu jenem „Sünde" wird! Und nun erkennen wir, welche Entdeckung der Ethiker mit seinem Glauben an einen weltschöpferischen Befehl sich verbirgt: die Entdeckung, daß er

selbst mit seinem sittlichen Besserungswillen im Dienste einer Macht steht, die auf Vernichtung des Lebens zielt. Die ethische Bessermacherei besteht im Ziehen geistiger Stacheldrähte, an denen das Leben sich zerfetze und verblute; im Ausstreuen geistiger Gifte, an denen es dem Versündigungswahn verfalle; im Nähren drohender Erdichtungen zu heilloser Verwirrung der Instinkte! Der „sittliche Erzieher" ist nichts als der anämische Erbe des schöpferischen Priesters, und dieser war noch je und je Anwalt und Vollzieher der Verneinung. Der gewöhnliche Ethiker freilich hat davon nicht die leiseste Ahnung. Die Initiatoren waren wohl meist geniale Betrüger, ihre Nachfolger aber sind nurmehr betrogene Betrüger, Betrüger in aller Unschuld, Betrüger mit gutem, ja mit bestem „Gewissen".

Da ist mir soeben ein Wort entschlüpft, auf das sich der Ethiker stürzen wird, um mich zu widerlegen. Er bestreitet nämlich die „Heteronomie" und behauptet dagegen die „Autonomie" seines kategorischen „Du sollst", und er weist zu dem Behuf auf das eben so genannte Gewissen hin, indem er uns etwa glauben machen will, dies sei eine naturnotwendig dem Menschen innewohnende Erlebnistatsache. In Ansehung dessen wird er wahrscheinlich sagen: du leugnest also „die Stimme des Gewissens"; ja, du machst dich zum Anwalt der Gewissenlosigkeit; *du* also grade verteidigst das Böse und das Verbrechen! — Demgegenüber haben wir zunächst zu fragen, ob das Gewissen

wohl eine Erlebnistatsache sein könne, wenn es erwiesener- und zugestandenermaßen in der ganzen Tierwelt *nicht* auftritt! Aber auch, wenn wir vom Tiere absehen wollten, weil man uns und sogar mit Recht entgegenhalten könnte, schon der ursprüngliche Mensch sei vom Tiere wesensverschieden, so bewiese doch das Vorkommnis des sich selbst bejahenden Verbrechers, daß zum mindesten er das Gewissenserlebnis *nicht* kennt; oder will man das etwa bezweifeln? Nun, Shakespeare, der etwas mehr vom Menschen wußte als sämtliche Ethiker zusammengenommen, legt seinem Richard III. unter anderem die gleichsam frohlockenden Worte in den Mund, er sei *gewillt*, ein *Bösewicht* zu werden! Shakespeare wußte es, daß der wirklich große Bösewicht keineswegs seine Übeltat bereut, wohl aber es allerdings bereut, wenn sie ihm infolge fehlerhafter Ausführung mißlungen ist. Und wo steckte wohl das Gewissen der Cäsar, Nero, Tiberius, Cromwell, Napoleon usw.? „Der Handelnde ist immer gewissenlos; es hat niemand Gewissen als der Betrachtende" (Goethe). Demgemäß weisen wir als irrig die Behauptung zurück, das Gewissen sei eine gemeinmenschliche Erlebnistatsache, und besinnen uns zunächst, daß dabei folgendes übersehen wurde. Der Befehlende braucht einen Gehorchenden, sonst hilft ihm sein Befehlen nichts; der kategorische Imperativ braucht also Personen, die an seine Heiligkeit glauben oder, weni-

ger begrifflich gesprochen, der „Herr", zu deutsch Jahwe, hat Knechte nötig, sonst ist es mit seiner „Herrlichkeit" aus. Das ethische „Gewissen" existiert allerdings, und ohne sein Dasein gäbe es garkeine Ethiker; es existiert auch die dem Leben feindliche Macht, die unter anderem sich im „Gewissen" kundgibt; aber es existiert so wenig ein gemeinmenschliches Gewissen, daß die Gewissensabhängigkeit vielmehr das Stigma derer bildet, die Nietzsche „Sklavenmenschen" nannte. Wie aber der „Sklavenmensch" entstehen konnte, ist für denjenigen nicht mehr zweifelhaft, der unsre Darlegungen aufmerksam verfolgt hat. Er entstand und entsteht immer und überall durch Rassenmischung und Blutsverschlechterung; und seine notwendige Ergänzung ist der Verbrecher. — Der Lebensforscher sieht im Sittlichkeitsphänomen nur eines: den geistigen Ausdruck schlechten Blutes.

Erwies es sich aber als irrig, daß der Pflichtglaube zum Leben gehört, so müssen wir es wenigstens bei den Anstiftern der Ethik als Lüge bezeichnen, wenn sie zu verstehen geben, der außerethische oder immoralische Mensch vertrete das Gegenteil des Gewissens, vertrete also die Gewissen*losigkeit*. Dies nämlich schließt die dreiste Behauptung ein, daß es andre Wertungen als sittliche nicht gebe und nicht geben könne. Das träfe jedoch nicht einmal für den Menschen als Träger des Geistes zu, indem z. B. die logische Norm noch keineswegs ethische Norm ist. So-

lange ich nur nach Wahrheit suche, Wahrheit finde, Wahrheit beweise, bin ich sittlich indifferent. Sodann aber gibt es neben der geistigen eine Bewertung der Welt mit Einschluß der Menschheit vom Standpunkt grade des Lebens! Verwirft der Geistesphilosoph das dem Geist Anstößige als *Sünde*, so verwirft der Lebensphilosoph das dem Leben bösartig Schädliche als ***Frevel***. Der Begriff der Sünde (ἁμάρτημα) ist auf dem Boden der Ethik gewachsen, durchaus aber ***nicht*** der Begriff des Frevels (ὕβρις); darüber läßt uns die Sprache nicht im Zweifel. So gewiß die Redewendung von der Sünde gegen den Geist völlig angemessen ist, ebenso angemessen ist auch die Redewendung vom Frevel gegen das Leben. Niemandem fiele es ein, von „Baumsünde" zu sprechen, aber man sprach mit vollem Recht und spricht noch heute von „Baumfrevel". Der Baum ist weder ein Geist noch hat er einen Geist, und so kann man auch nicht gegen ihn sündigen; aber der Baum *lebt*, und so kann man sehr wohl an ihm freveln. Und wie den „Sünder" der Vernichtungswille des Geistes mittelst von Menschen verhängter „Strafen" trifft, so droht dem Frevler der Rückschlag des Lebens nach dem Weltprinzip der Vergeltung und einer grundsätzlich frevelnden Menschheit zuletzt unabwendbar die „Rache der Erinys". Das Prinzip alles Lebensfrevels aber heißt kategorischer Imperativ. Der Erzieher zur „Sittlichkeit" ist unbewußt systematischer Lebensfrevler. —

Und so sei denn nach den gewaltigen Bestreitungen auch der Bejahung gedacht. Gibt es eine Wertung, die sich gegen den Frevel kehrt, so muß es auch eine Wertung geben, deren Erfolg die *Fürsorge für das Leben* ist. Ich nenne diese nicht gern Erziehung, weil, wie wir gesehen haben, das Wort vom sittlichen Menschen schon einmal in den Dienst *seiner* Seelenführung gestellt wurde. Am Worte indes soll es mir nicht liegen, wenn nur die Sache klar wird. — Kein lebenbejahender Seelenführer kann sich einbilden, er vermöge etwas zu ändern oder zu bessern. Aus einem Tannenzapfen wächst die Tanne, aus der Buchecker die Buche, aus der Eichel die Eiche, und nicht ist der Pfleger des Keimes zugleich der Erzeuger des Wachstums und der Bildner der Form. Aber eine Pflanze braucht Licht und Feuchtigkeit, und sie wird prächtiger oder weniger prächtig, je nachdem ich für beides Sorge trage. Vitale Seelenführung besteht nicht im Errichten von Geboten und in der Erzeugung des sterilisierenden Glaubens an ein drohendes „Du sollst", sondern sie besteht in der Zuführung seelischer Nahrung. Hätte das Wort „Seelsorge" nicht den pfarrermäßigen Beigeschmack, so gäbe es kein besseres, um das Tun des esoterischen Seelenführers zu kennzeichnen.

Welches nun sind die Hauptnährmittel der Seele? *Das Wunder, die Liebe und das Vorbild.* Das Wunder findet die Seele z. B. in der Landschaft, in der Dich-

tung, in der Schönheit. Man gewähre ihr also die Landschaft, die Dichtung, die Schönheit und sehe, ob sie daran erblühe. Die Liebe im weitesten Wortsinn, wozu auch gehört Verehrung, Anbetung, Bewunderung, ja jede Art von herzlicher Anerkennung, wärmt wahrhaft wirksam nur aus dem Liebenden. Das ewige Bild dieser Seelenführerschaft ist das Bild der liebenden Mutter mit dem geliebten Kinde. Man gebe also der Seele alle Strahlen mütterlicher Liebe und sehe, wie sie daran erblühe. Das Vorbild sind Götter, Dichter und Helden. Man lasse die Seele des Anblicks der Heroen teilhaftig werden und sehe, wie sie daran erblüht. Und wenn sie an keinem dieser drei erblüht, dann ist ihr keine Blühkraft gegeben, und kein Seelenführer kann solche hervorzaubern. Denn dies ist das Geheimnis der Seele, *daß sie nur im Geben reicher wird.* Nicht die Liebe, die eines empfängt, sondern die Liebe, die durch empfangene Liebe in ihm selbst entzündet wurde, *die* ist es, welche die Seele nährt. Und alle Wunder und Vorbilder der Welt bleiben bloß eine — Theatervorstellung, wenn sie nicht in der Seele das geheime Wunder und den geheimen Helden zu wecken vermögen. Antwortet die Seele nicht, dann läßt sie der Seelenführer, und dann wird sie schadlos ein — Kolleg über Ethik hören.

# WILHELM JORDAN

(Zu seinem 100. Geburtstage)

1919

IN einem Augenblick, wo jenes Deutschland zusammenbricht, das nach halbhundertjährigem Ringen der Geister durch den Krieg von 1870 verwirklicht wurde, hält es doppelt schwer, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen dem vielleicht nie noch in seiner vollen Bedeutung gewürdigten Manne, der wie kein andrer mit den strahlenden Zinnen vaterländischer Begeisterung das Gebäude einer ganzen Weltanschauung krönte. Allein, ob auch die „Ideale", sterblich wie Menschen und Völker, kommen und gehen: kein Wechsel der Zeiten trifft den wesentlichen Gehalt eines *Werkes*, und kein Wandel der Menschheit, solange eine *Menschheit* noch lebt, entkräftet das Wahrwort *Hölderlins:* „Was bleibet aber stiften die Dichter." —Wir dürfen bei dem Versuch, den Zeitgenossen mit knappen Worten ins Gedächtnis zurückzurufen, wieviel das deutsche Schrifttum dem Lebenswerk *Wilhelm Jordans* verdankt, völlig darauf verzichten, begleitende Daten aus seinem äußeren Leben zur Mitbegründung herbeizuziehen, da dieses trotz aller Bewegtheit keine seelische Eigenbedeutung besitzt und im Geiste des Trägers selber bloß den Wert einer erdgebrochenen Schlacke hat, deren Edelherz zu entbinden erst der Schmelzfluß des Schaffens erfordert wird. Nur das ganz Unerläßliche sei in lexikalischer Kürze für solche Leser vorangestellt, denen die Gestalt unsres Dichters längst zur Legende der Schülerjahre verblaßte.

Wilhelm Jordan wurde vor hundert Jahren, am 8. Februar 1819, zu Insterburg in Ostpreußen als Sohn des dortigen Pfarrers geboren, bezog 1839 die Universität Königsberg, um Theologie zu studieren, wandte sich aber unter dem Einfluß der Schriften von Strauß alsbald der Weltweisheit zu und endete über Feuerbach in den naturwissenschaftlichen Aufklärungsgedanken, mit denen damals das stürmisch einsetzende Zeitalter der triumphierenden Technik und des bürgerlichen Unternehmergeistes die Jahrtausende alte Problemgeschichte des abendländischen Forschens für einmal erledigt zu haben wähnte. Zu seinen Studiengenossen gehörten u. a. Rudolf Gottschall und Ferdinand Gregorovius. Schon mit seinen frühesten Dichtungen „Glocke und Kanone" (1841), „Irdische Phantasien" (1842) und insbesondere dem dreibändigen „Demiurgos" (1854) bekennt er sich zu derjenigen Weltanschauung, die — eine Vorform des heute sogenannten Monismus — ihn bis in sein höchstes Alter begleiten sollte. Nachdem er das Pfarramt der Vorfahren unter schweren Kämpfen mit der enttäuschten Familie mannhaft seiner Überzeugung zum Opfer gebracht, kaufte er sich nach früher Verehelichung mit seiner Jugendgeliebten 1844 in Leipzig an, geriet lebhaft in die Revolutionswirren der vierziger Jahre, nahm als Abgeordneter teil am Frankfurter Parlament, bekleidete daneben das Amt eines Ministerialrats in der Marineabteilung der erst zu schaffenden deutschen

Flotte und ließ sich nach deren Versteigerung dauernd in Frankfurt nieder, wo er in einem stillen Hause am Taunusplatz fortan durchaus seinem Schaffen lebte. Schweren Herzens wird heute jeder Deutsche die Worte lesen, mit denen Jordan am 24. Juli 1848 seine geharnischte Polenrede gegen den Kosmopolitismus der Linken folgendermaßen schloß: „Es gab eine Zeit, wo die deutschen Freiheitsmänner in gutem Glauben sich begeisterten für das vertriebene hundertköpfige Königtum Polens, das der Geist der Geschichte hinausgejagt hat aus seinem Land, weil es das Evangelium der neuen Menschenrechte hartnäckig geleugnet hatte. Aber die Zeit ist vorüber, für immer vorüber, und hoffen Sie nicht, uns auf irgendeine Weise die deutschen Teile Posens jemals wieder zu entwinden. Sie sind deutsch und werden deutsch bleiben für immer."

Die Blütezeit seines Schaffens (1855—1875) gipfelte in der stabreimenden Wiedererneuerung der Nibelungensage, die er als wandernder Rhapsode in mehr als dreihundert Städten mit deutschsprechenden Einwohnerschaften — von Kronstadt in Siebenbürgen bis San Francisco — zum Vortrag brachte. Mit der dichterischen Ausgestaltung des gewaltigen Sagenstoffes gingen tiefdringende Studien über die Bildungsgeschichte des Epos einher, deren Ergebnisse er in folgenden Schriften niederlegte: „Der epische Vers der Germanen und sein Stabreim", „Das Kunstgesetz Homers und die Rhapsodik", „Epische Briefe". Noch

im selben Zeitabschnitt schuf er die Lustspiele „Die Liebesleugner", „Tausch enttäuscht", „Durchs Ohr", „Sein Zwillingsbruder"; das preisgekrönte Trauerspiel „Die Witwe des Agis", das Schauspiel „Arthur Arden"; gab 1871 unter dem Titel „Strophen und Stäbe" eine Sammlung lyrischer Gedichte heraus, verdeutschte die Tragödien des Sophokles (1862); von Shakespeare die Sonette sowie die Dramen „Cymbeline", „König Richard III.", „Othello", „König Lear", „Macbeth", „Romeo und Julia", endlich später (1881) noch den ganzen Homer.

Im letzten Lebensabschnitt verfaßte er die Verserzählung „Feli Dora", bot eine geschlossene Darstellung seiner Weltanschauung in den kristallklaren Versen der „Andachten" (1877), schrieb zu deren Rechtfertigung das religionsphilosophische Werk „Die Erfüllung des Christentums", versuchte eine nochmalige Zusammenfassung seiner Grundgedanken in den beiden völlig mißlungenen Romanen „Die Sebalds" und „Zwei Wiegen", übertrug 1889 die Edda, vervollständigte die Kundgabe seiner Erfahrungen über das Epos in seinen „Episteln und Vorträgen" und gab mit den „Letzten Liedern" eine lyrische Nachlese, die wir nicht weniger gern wie seine Romane (und die gereimten Streitschriften „Deutsche Hiebe", „In Talar und Harnisch") entbehren würden. Jordan starb im Alter von 85 Jahren, 1904, in Frankfurt a. M. — Auf die angesichts eines auch stofflich

dermaßen umfassenden Lebenswerkes natürliche Frage, aus welchen der aufgezählten Bücher man am leichtesten ein Geistesbild des außerordentlichen Mannes gewinne, lautet die Antwort, daß es genüge von den zweimal vierundzwanzig Gesängen seiner „Nibelunge“ und von seinen „Andachten“ Kenntnis zu nehmen. Diese beiden Werke umschließen alles, was er an dauernd Bedeutendem zu sagen hatte, und zeigen die Vorzüge wie auch die Schwächen seines Könnens gewissermaßen im Freskostil.

Ehe wir die Hauptzüge seiner Eigenart kennzeichnen, deuten wir an, was die Befassung mit seinem Werk erschwert und wenigstens mit dazu beitrug, den wandernden Rhapsoden nach kurzem Siegeslauf seinem Volke wieder zu entfremden. Denn daran kann kein Zweifel sein, daß Jordan dem Bewußtsein der heutigen Bildungsschicht völlig entglitten ist. Uns sind hochgelehrte Germanisten begegnet, die seine aufschlußreiche Schrift über den epischen Vers der Germanen nicht einmal dem Namen nach kannten; Sonderbearbeiter Shakespeares, die keine Ahnung hatten von Jordans Verdeutschung der vielumstrittenen Sonette; Altphilologen von fachmännisch genauer Vertrautheit mit den ältesten wie jüngsten Übertragungsversuchen, die nicht das mindeste wußten von einem Jordanschen Sophokles. Unter den vielen, die nicht nur vom Hörensagen Bescheid wissen in den Werken eines Hebbel, Keller, C. F. Meyer, die ihren

Gustav Freytag von Anfang bis zu Ende lasen, ihren Storm oder Heyse verehren, ja immer noch ernstlich an das Dichtertum der Geibel, Dahn oder Scheffel glauben, findet sich stets eine nicht unbeträchtliche Anzahl solcher, die sich bestenfalls erinnern, in der Jugend von Jordans Nibelunge — gehört zu haben! Und was erst die Zünftler betrifft, so scheinen sie mit wenigen Ausnahmen einig darin, daß unser Dichter ein eitler Epigone sei, der jeder Ursprünglichkeit ermangle und hinter glatter Verskunst die Hohlheit der Seele verstecke. Dutzende von Malen hat Gottfried *Kellers* leichtfertiger Ausspruch herhalten müssen, um den hochmütigen Urteilen die Weihe zu geben: „Es braucht eine *hirschlederne Seele*, das alte und einzige Nibelungenlied für abgeschafft zu erklären, um seinen modernen Wechselbalg an dessen Stelle zu setzen"; da denn freilich nur allzu deutlich das hämische Hoffen durchklingt, durch Berufung auf einen Zeugen aus der Schar der Großen wirksam zu rütteln am imponierenden Selbstgefühl eines Mannes, der für die schulmeisternden Ermahnungen kritischer Besserwisserei immer nur taube Ohren hatte! Indessen werden auch sachliche Einwände vorgebracht. Man hat ihn einen „Gedankendichter" genannt, dessen Gestalten Allegorien seien; hat seiner Nibelunge heftig das Anrecht auf den Titel eines „Volksepos" bestritten; hat ihm vorgeworfen, den ehrwürdigen Sagenstoff durch Belastung mit neumodischer Wissenschaft verwüstet zu

haben. Dergleichen Ausstellungen treffen jedoch den wirklichen Mangel nicht. Die Chöre der griechischen Tragiker funkeln von Gedankenblitzen. Goethe hatte guten Grund, Allgemeinbetrachtungen „eher eine Krankheit des Geistes“ zu nennen, denn seine eigenen Werke sind dermaßen reich daran, daß sich unschwer ein ganzes System der Weltweisheit daraus zusammenflechten ließe. „Volksepen“ aber in einer Bedeutung, die der Jordanschen Nibelunge den fraglichen Anspruch verwehren soll, hat es niemals gegeben. Selbst wenn die wirklich volksmäßigen Balladen von oft erstaunlicher Länge reihenweis gemeinsames Metrum zeigen oder sogar wie im finnischen Kalewala die zur Not erkennbaren Glieder bilden, die ein gemeinsamer Held zur Kette knüpft, stehen sie niemals auf derselben Linie mit den Kernstücken des indischen Mahabharata und Ramajana, mit den Dichtungen Homers, mit Firdusis Schahnameh, dem mittelalterlichen Nibelungenliede, ja nicht einmal mit den ausgeführteren Mythen und Heldensagen der Edda. Dergleichen echt epische Dichtungen sind Erzeugnisse keineswegs von Volkssängern, sondern dichterischer Persönlichkeiten, welche hochentwickelten Kulturen angehören und den überlieferten Sagenstoff nicht bloß allemal nach einem künstlerischen Plane umkomponieren, sondern ohne Ausnahme ihn auch erfüllen mit dem geistigen Gehalt ihrer Gegenwart. Ja, es läßt sich beweisen und ist z. T. von Jordan selbst

schon bewiesen worden, daß wirkliche Epen immer zugleich vollendender Ausdruck einer *Weltanschauung* waren. Das Epos bildet den Schlußpunkt hinter der Linie einer Geistesentwicklung, die zum Allbewußtsein sich zu erweitern die Bestimmung hat. Sein wahrer Gegenstand, wie wir unten noch sehen werden, ist das *Schicksal der Welt*, gespiegelt in der Seele solcher Völker und Zeiten, die überhaupt der Gabe der „Spekulation" teilhaftig wurden und deren Glaubensantriebe ihre Endgestalt erst im baumartig sich verästelnden System weltwissenschaftlicher *Überzeugungen* finden. Davon das ungeachtet so vieler Sprünge und Risse gewaltigste Zeugnis gibt die „Kunde der Wala". Darum fallen zusammen die metaphysischen mit den epischen Völkern: Inder, Perser, Griechen, Germanen. — Solches erkannt und vollbewußt den Versuch unternommen zu haben, den germanischen Sagenstoff mit dem Weltgefühl des eigenen Jahrhunderts zu speisen, ist eines der unbestreitbarsten Verdienste Jordans und hebt seine Leistung hoch hinaus über den trügerischen Dunstkreis altertümelnder Spielereien, welche samt und sonders mit der Tünche erstorbener Wörter und Wendungen bloß *verhehlen* ihre Zugehörigkeit zur stets überraschend schnell veraltenden Geistigkeit einer — Moderichtung.

Nicht die Belastung mit wirklicher oder vermeinter Wissenschaft hat seiner Dichtung geschadet, sondern der *Inhalt* seiner Überzeugungen war es, woran auch

ein zehnfach stärkerer Bildner gescheitert wäre. Jordan ist gesinnungsmäßig der *Dichter des Bismarckzeitalters;* und niemals in der uns bekannten „Weltgeschichte" hat es einen Abschnitt von solcher Dichtungs*feindschaft* gegeben wie diesen! Welche Verdienste immer man dem Mittelstück des vorigen Jahrhunderts für die Entwicklung der Menschheit beimessen möge, so viel ist sicher, daß es die bis zum heutigen Tage äußerste Entzweiung des *Geistes mit der Seele* bezeichnet. Keine Zeit wildester Barbarei, selbst die nicht des dreißigjährigen Krieges, hatte so völlig den Weg zu den Quellgründen alles Lebens verloren und es so ganz vergessen, daß weder im sinnlosen Taumel wütenden Arbeitens noch im Brechen und Knechten der Naturgewalten, im Ordnen, Regeln und Mechanisieren jemals ein *Glück* gefunden werde! In frierende Fetzen zerschlissen lag das hüllende und beschwichtende Traumgespinst, das die Romantik gewoben hatte, und längst war verklungen die Prophetenstimme *Hölderlins* (bis sie zum andern Mal, ein gellend aufschreckender Schrei, aus dem Munde Nietzsche-Zarathustras brach): „*Des Verstandes ganzes Geschäft ist Notwerk.* Vor dem Unsinn, vor dem Unrecht schützt er uns, indem er ordnet; aber sicher zu sein vor Unsinn und vor Unrecht, ist doch nicht die höchste Stufe menschlicher Vortrefflichkeit ... Aus bloßer Vernunft kömmt keine Philosophie; denn Philosophie ist mehr denn blinde Forderung eines *nie*

*zu endigenden Fortschritts in Vereinigung und Unterscheidung eines möglichen Stoffes* ... Immer hat das den Staat zur Hölle gemacht, daß ihn der Mensch zu seinem Himmel machte ... Handwerker siehst du, aber keine Menschen; Denker, aber keine Menschen; Priester, aber keine Menschen; Herren und Knechte, Jungen und gesetzte Leute, aber keine Menschen; ist das nicht wie ein Schlachtfeld, wo Hände und Arme und alle Glieder zerstückelt untereinander liegen, indessen das vergossene Lebensblut im Sande zerrinnt? ... Der Knechtsinn wächst, mit ihm der grobe Mut, der Rausch wächst mit den Sorgen und mit der Üppigkeit der Hunger und die Nahrungsangst; zum Fluche wird der Segen jedes Jahrs und *alle Götter fliehen.*" Man denke sich ein ganzes Volk nicht nur, nein, die ganze sogenannt zivilisierte Menschheit auf den unerschütterlichen Glauben an die Wahnwerte eingeschworen, die mit vorstehenden Sätzen ein Hölderlin verächtlich macht, und man wird mit Recht sogar die *Möglichkeit* eines Dichtertums in Zweifel ziehen, das sich ausdrücklich zu ihnen bekennt. (Wir meinen übrigens nicht, daß es heute besser stehe; aber wir meinen allerdings, daß die Dichtkunst inzwischen verschieden sei und fortan keiner Auferstehung entgegenharre.)

Während von gleichzeitigen Schöpfergeistern einige dank einem Kerne völkischen Fühlens jenen „Idealen" auszuweichen vermochten (das leuchtendste Beispiel

ist Keller!), andre ihnen unbewußt erlagen, rang sich Jordan zur hellsten Besinnung ihrer Wirksamkeit durch, und zwar als ihr ebenso leidenschaftlicher wie sprachgewaltiger Parteigänger. Er ist der Sänger dessen, was alles Sängertum tötet: des „Verstandes", des „Staates", der „Ordnung", des unendlichen „Fortschritts", der mörderischen „Technik". Hier müssen wir einer Wendung seines Monismus gedenken, durch die er einem Nietzsche die Antwort auf die Frage nach dem Wesen des Christentums, aber im Geiste entgegengesetzter Wertungsweise, zur einen Hälfte vorwegnimmt. Unbeirrt vom Streite der Dogmen, findet er den Sinn des Christen*tums* in den gemeinsamen Errungenschaften der Christen*heit* und zeigt mit bewunderungswürdiger Schärfe die Verbindungsfäden auf zwischen den Leitsätzen der Evangelien und dem Fortschrittsglauben des neuzeitlichen „Liberalismus". Die „Zivilisation", wie man im Gegensatz zur „Kultur" der Antike aus richtiger Fühlung das Unterscheidungsmerkmal heutiger Bildung genannt hat, angehört den christlichen und nur den christlichen Völkern und reift unverkennbar der Erfüllung aller Wunschgedanken eines Glaubens entgegen, der den Menschen zum *Herrn* der Natur erklärte und mit dem Logos unausweichlich auch den Rechenverstand zum Grundmaß jeglichen Wertens machte. Technik und Kapitalismus *samt* ihrem Schatten, dem Sozialismus, sind die greiflichen Früchte am Baume judaochristlicher

Sittlichkeit. Stirner und Nietzsche verneinen, Jordan bejaht die Frucht und folgerichtig auch den Baum, von dem sie gebrochen ist. Er *dichtet* bewußt im Zeichen einer Weltanschauung, mit der man passender Fabriken, Kartelle oder Staaten gründet; und ob er gleich das unmöglich Scheinende erzwang, so braucht es doch kaum betont zu werden, daß seine Dichtung schwerste Einbuße erlitt durch das gutgläubig frevelnde Unterfangen, sie zur fürsprechenden Stimme der seele*feindlichsten* Macht zu machen, die es je auf Erden gegeben hat. — Dieses vorausgeschickt, kommen wir zur Kennzeichnung seiner bleibenden Werte.

Die Gabe dichterischer Empfängnis kann weder aus dem Charakter noch aus den Gesinnungen ihres Trägers verstanden werden. Jordan besaß sie trotz seinem Fortschrittsglauben, und der Widerstreit zwischen beiden konnte ihm umso weniger zum Bewußtsein kommen, als er ein ungewöhnlich harmonischer Charakter war und zudem noch das sprödeste Mineral kalter und nüchterner Begriffe zu lösen vermochte im Alkahest einer durch und durch bewältigten Sprache. Dichterisches und Undichterisches seines Werkes sind derart ebenmäßig in der einheitlichen Tektonik eines so breit geschichteten als mächtig türmenden Satzbaus gebunden, daß es nur selten gelingt, beide auseinanderzuteilen. Wir versuchen es garnicht, für seine dichterische Ursprünglichkeit den unmittel-

baren Beweis zu erbringen, und beschränken uns auf die Betrachtung einer Folgeerscheinung von schon an und für sich „unsterblicher" Art. Kraft einer Naturanlage, die bisweilen bei Rednern und Predigern, ganz vorzugsweise aber bei Dichtern hervortritt, gewann er eine *Meisterschaft des Wortes*, die ihn den sprachschöpferischen Größen ersten Ranges aller Zeiten und Völker gesellt. Auch wer ihn nicht unter die führenden Dichter rechnet, darf doch keinen Augenblick zögern, ihn nach entdeckerischer Prägekraft des geschriebenen Wortes einem Dante, Eckehart, Luther, einem Goethe oder Hölderlin, einem Görres oder Nietzsche an die Seite zu stellen. Er hat nämlich nicht nur in *dem* Sinn eine ureigentümliche Sprache, wie sie notwendig jeder wirkliche Dichter und einigermaßen noch der bedeutende Schriftsteller hat, sondern er trägt auch mit ihr in das neuzeitliche Schrifttum der Deutschen eine diesem verloren gegangene Stilart ein: die Stilart der Epik. Wie wir in Goethe den vordem nicht erreichten Wiederbringer des Liedtons, in Hölderlin den weit über Klopstock hinaus erst wahrhaft überzeugenden Verlebendiger des Tonfalls der Ode, in Nietzsche den unübertroffenen Künstler des gedankentiefen Sinnspruchs bewundern, so in Jordan den Erneuerer einer Epik, die seit den Tagen des Hildebrandsliedes oder des Beowulf dem germanischen Sprachkreis abhanden kam. So wenig es nun auch Zufall war, daß er dabei auf den Stabvers zurückgriff, den

er unter nur loser Anlehnung an dessen ehemalige Verwendungsart nach selbstgeschaffenem Gesetz mit einer Sicherheit handhabt wie kein Eddaskalde vollkommener, so erblicken wir jedoch nicht darin das Wesen jener epischen Darstellungsform, die ihn in sämtlichen Werken unterscheidet und deren Grenzen aufs schärfste die Grenzen seines Könnens bezeichnen. Man kann sie ebensogut an den lehrhaften Reimversen seiner „Andachten“ und an der fast wissenschaftlich unterrichtenden Prosa seiner „Epischen Briefe“ erläutern. Sie trägt, wie sich versteht, den Sondercharakter seiner Persönlichkeit, aber sie verliert darum nichts von ihrer Bedeutung, ein Musterbeispiel des Wortausdrucks der epischen Geisteshaltung *schlechthin* zu sein. Man ziehe bei unsern notwendig nur skizzenhaften Bemerkungen in erster Linie die Dichtungen Homers zum Vergleich heran, ferner den Kampf der Pandus mit den Kuruingen in der meisterhaften Umdichtung der Kernstücke des Mahabharata von *Holtzmann*.

Dichtung ist Ausgeburt der Seele im Wort und wird durchaus nur dem Geiste dessen zuteil, der mindestens augenblicksweise ergriffen *unterging* im lösenden Pulsschlag elementaren Lebens. „Eine dritte aber, von den Musen ausgehende Art der Besessenheit und des Wahnsinns ist es“, äußert *Platon* im „Phaidros“, „welche, nachdem sie eine zarte und unbefleckte Seele ergriffen hat, sie in Gesängen und der übrigen Dichtung zum

Ausbruch bringt... Wer aber ohne den Wahnsinn der Musen zu den Toren der Dichtkunst kommt, sich davon überredend, daß er ja durch bloße Fertigkeit ein genügender Dichter sein werde, dieser ist sowohl selbst mangelhaft als auch wird seine, des Besonnenen, Dichtung von jener der Wahnsinnigen zunichte gemacht." Während nun aber der Dithyrambiker, bald gleich dem ursprünglichen Volkssänger noch im Taumel der Entrücktheit, bald in künstlerischer Nachgestaltung die Bilder selber zu bannen sucht, die ihn durchfluteten, empfängt der Epiker von ihnen nur den bestimmenden Anstoß zur Schöpfung seiner zugleich *gegenständlichen* Welt. Jener verschwindet in seiner Schöpfung, weil er völlig in ihr zerschmilzt; dieser, weil er sie völlig von sich ablöst. Und wie er solchergestalt auch das eigene Ergriffensein sich gegenüberstellt, so erscheint er im Lichte sowohl eines bloßen Zuschauers als auch hinwieder des heimlichen Demiurgen dessen, was in Wirklichkeit doch nur vermittelst seiner, nicht *aus* ihm Gestalt gewann. Wenn daher die dithyrambische und liedartige Sprache aus sich selber zu reden scheint, so spricht im Epos allemal ein weltumfassender *Geist*, dem aber so willig das Wort gehorcht, als ob er der Genius der Sprache selber wäre. Man halte etwa neben Sapphos Ode an Aphrodite die Schilderung Homers der Insel Ogygia, und man greift mit Händen die *Wesens*verschiedenheit zweier Dichtungsarten. Beide sind von höchster

Vollkommenheit, beide Kunstwerke schon später Kulturen, beide Erzeugnisse selbstbewußter Persönlichkeiten; aber während uns die Sprache der sapphischen Strophen wie mit perlenden Tropfen eines golden glitzernden Springquells netzt, dessen Berührung verjüngt, so ähnelt hingegen diejenige Homers dem langsam ziehenden Strome, dessen kristallische Welle uns *trägt*, sodaß wir, gelassen dahingleitend, über den wandernden Bildern der weit aufgetanen Landschaft uns selber vergessen. Dort ist das Pochen unsres Herzens Rede geworden; hier wächst aus der Rede des begnadeten Mundes die Welt, die uns wirklicher dünkt als selbst die Welt unsres Herzens. Was man epische Breite genannt, ist *eine* Folge derjenigen Sprachmagie, die nicht sowohl die Wunder der Seele verlautbart als vielmehr Zug um Zug wie von außen her eine *dingfest* anmutende Wirklichkeit bildet, in der die Seele sich betten könne. —

Man darf die epische Kunst nicht mit der Kunst der Erzählung verwechseln. Eine Erzählung von packender Wucht kann „realistisch" sein wie bei Jeremias Gotthelf oder „phantastisch" wie bei Amadeus Hoffmann oder fabelhaft wie der Märchen und Legenden oder hochkünstlerisch wie bei Keller oder selbst schlechtweg dichterisch wie fast alle Erzählungen Stifters. Aber sie setzt die Welt, in der sie spielt, *immer schon voraus;* wohingegen der Epiker, mag er nun schildern oder erzählen, mit den Begebenheiten auch

deren Bühne *erst auferbaut*. Die Erzählung durchläuft die ganze Reihe aller nur möglichen Tonarten, vom „naiven" Volkston bis zum künstlichen und verbildeten Ton des sogenannten Romans. Das Epos kennt nur die *bewältigte* Sprache des, ob auch ergriffen, dennoch *darüber*stehenden Geistes. Was die Erzählung erzählt, ist irgendwo und irgendwann geschehen, sei es selbst im Fabelreich; das Epos, *soweit* es erzählen muß, erzählt, wie schon angedeutet, das *Schicksal der Welt*. Jedes echte Epos ist imgrunde echte Kosmogonie. Nach geheimnisvollem Plane scheinen in ihm Begebenheiten und Gestalten verknüpft; ein Verhängnis waltet, dem keine Größe des Charakters, keine Lauterkeit der Gesinnung entrinnt; der Held wird zum erliegenden oder siegenden Sendling göttlicher Entscheide; von den Mächten des Himmels und der Erde ist selbst die Landschaft voll und läßt in rätselnden Zeichen Unabwendbares vorausvermuten; und manchmal teilt sich der fernvertiefte Hintergrund und wir sehen die Nornen den vorbestimmenden Faden spinnen. Der ahnungsbange Schein einer weltplanmäßigen Notwendigkeit, dessen keines der großen Epen ermangelt, ist in Jordans Nibelunge zur alles färbenden Beleuchtung geworden. Durch Vermittlung nur des epischen Anfangs-und wird die fast allzu bürgerliche Verlobungsszene Sigfrids mit Krimhild folgendermaßen zurückverknüpft in das Gewebe des Allgeschehens:

Und es nahten die Nornen von niemand gesehen
Zu geräuschlosem Reigen und machten die Runde
Um diese Verlobten. Ein leiser Lufthauch,
Das war die Meinung der Minneberauschten,
Winde sich murmelnd herein zum Kamine;
Doch hinunter zur Nachtwelt, zu Nibelheims Tiefen
Und hinauf zu den Wolken zu Walhalls Bewohnern
Erklang nur für andre als irdische Ohren
Vernehmlich wie Seesturm der Nornen Gesang.

Und hinwiederum mit diesen Versen von wetterleuchtender Gewalt schließt hernachmals Hildebrand seinen Bericht vom verderblichen Bunde Krimhilds mit Etzel im Zelte des Hunnenkönigs:

Die Nacht war windig, der Himmel voll Wolken;
Wie flackernde Flämmchen durchflogen die Sterne
Die seltenen Lücken, als sähen sie Leid nur
Unter den Rissen auf Erden reifen,
Als stiege hindurch ein Dampf des Verderbens
Und sporne sie an, sich hinüberzusputen,
Um nicht völlig verfinstert vom Himmel zu fallen.
Im Osten aber enthob sich eben
Dem dunstigen Rande, dunkel gerötet,
Wie ein feuriges Messer die Mondessichel.
Ihr glühender Gleisch im glitzernden Wasser
Ließ die randvolle, rätselhaft rauschende Donau
Meinem Blick erscheinen als schäumenden Blut-
[strom.

Mir dünkte dabei ein dumpfer Donner
Unheil dräuend drunten zu dröhnen.
Als schüttle sich schaudernd der Schoß der Erde,
Als empfinde sie vor schon bei der Empfängnis,
Daß ein welterschütterndes wehvolles Schicksal
Sie nun bald aus dem Bunde gebären solle,
Der in Etzels Zelte sich eben vollzog.

Weltweh atmen die Strophen, die beim stahlkalt bleichenden Schein der beginnenden Sonnenverfinsterung Sigfrids einsamen Waldgang führen, bis ihm im Hadesschein die Stätte seines Unterganges winkt.

Da erfaßte das Herz des furchtlosen Helden
Ein bekümmertes Ahnen kommenden Unheils,
Doch nicht mehr für *sich*. Wie zur Seele der Erde
Dehnte sich nun voll Nachtgedanken
Sein umdunkelter Geist. Die Götterdämmrung,
Der zürnende Sturztag entstieg der Zukunft,
Und ein uraltes Lied, gelernt einst in Island,
Entrang sich laut den Lippen des Helden.

Auch da droben ist Drangsal
Und droht mit Vernichtung.
Auch am Himmel, so hör' ich,
Erloschen schon Lichter
Und die stolzesten Sterne
Erwartet Zerstörung.

Auch die Nacht wird einst nahen,
Der kein Morgen mehr nachfolgt;
Denn die Sonne wird siech
In kommenden Sommern ...

Mit solchem Gesange wanderte Sigfrid
Einsam gen Abend bis daß er endlich
Von ferne gewahrte das Fürstenlager,
Wo seltsam bestrahlt von der schwindenden Sonne
Die Burgunden erschienen wie Geister und Schatten,
Die noch harren des Heiles im dämmernden Haine
Am pfadlosen Fuße der Felsen von Idha.

Vollends nur weniges in der ganzen deutschen Dichtung läßt sich an kosmischer Großartigkeit dem walkyrischen Schlachtlied vergleichen, womit die Nibelungen ihren Todeskampf mit den Hunnen eröffnen:

Erwacht! In den Wolken
Ist Waffengerassel.
Erwacht, es gewittert,
Als wieherten Rosse.
Walkürien kommen
Zum Kampf geflogen
In glänzenden Brünnen,
Von Brautlust glühend.
Sie leiten herunter
Die luftigen Renner
Um Tapfre zu kiesen
Mit tötendem Kuß.

Erwacht! Es warten
Die Wodanswölfe
Es rufen die Raben
Ihr Mahl zu rüsten.
Um der Seele die Pforte
Zum Sonnenpfade
Weit aufzuschließen
Ist Eisen geschliffen.
Das Leben ist Schlaf nur
Erlösung der Schlachttod.
Erwacht zum Sterben
Und sterbend erwacht.

Es ist ein Beweis *mehr* für die epische Echtheit Jordans, daß er gänzlich entgleiste, als er später wirklich versuchte, bloß zu erzählen; und es ist aber auch umso ungerechter, ihn zu bewerten nach den Fehlgeburten seiner Romane!

Damit haben wir indessen nur erst den Rahmen gespannt, in den das Bild des epischen Sprachbaus einzuzeichnen wäre; müssen hier jedoch darauf verzichten, davon mehr als nur jene Hauptlinie kenntlich zu machen, die ihn wiederzufinden erlaubt auch in ungebundener Redeform. — Weil uns der Epiker nicht sowohl mit dem Geschehen einswerden als vielmehr ihm beiwohnen läßt, muß er ungleich dem Dithyrambiker und Dramatiker, deren jeder auf seine Art uns *verwandelt*, die Traumgebilde der Dichtung mit dem

Schein der *Leibhaftigkeit* zu bekleiden vermögen, um ihre Glaubwürdigkeit unwiderstehlich zu machen. Seine Sprache ist *dreidimensional*, körperhaft, räumlich. Wenn Nietzsche den Dichtern vorwirft, sie wüßten nichts von der „Inbrunst der Töne", so hätten ihn nicht nur die Griechen, es hätte ihn auch ein Hölderlin, Jean Paul, Eichendorff, Lenau, ja Conrad Ferdinand eines besseren belehren sollen; da denn deren gehobenste Stellen eine Wohllautsfülle atmen, die uns überredet, von den noch lebenden Sprachen die deutsche für die schönste der Welt zu halten. Dahingegen kennen wir seit der Blütezeit unsres Schrifttums im 18. Jahrhundert nur zwei Dichter, welche die neuhochdeutsche Mundart mit dem urgermanischen Mark dreifach ausgemessener *Plastik* zu erfüllen verstanden: nämlich in ihren gelungensten Gedichten Annette *Droste* und selbst noch in seinen *mißlungenen* Leistungen Jordan! Wir können es an dieser Stelle nicht unternehmen, die Elemente einer Sprachbehandlung aufzuweisen, die unter Verzicht auf farbige Reize in allem und jedem dem einzigen Zwecke dient, mit dem Satze zugleich das Anschauungsbild des *atmosphärischen Raumes* zu schaffen, in welchen zusamt seinen Vorder- und Folgesätzen jener darinstehe wie der Quaderbau im spülenden Zuge durchsichtiger Luft; und nur soviel sei gesagt, daß neben Volkalverteilung und Takt, neben Bannung des Sinntons auf Stammsilben mit markigen Mitlautern, neben reich-

lichem Gebrauch von Bindewörtern und Übergangssätzen das Geheimnis des „plastischen Stils“ in einem *auseinanderfaltenden* Vortrag liegt, der die Begriffe im Aussagesatz zusammenfügt, als ob sie *aufeinanderfolgende Eindrücke* wären, von denen jeder den kommenden vorbereitet, alle zusammen aber den ihr Reihungsgesetz erst ganz erschließenden letzten! Im völligen Gegensatz zum Dithyrambiker, dessen von der Allmacht des Rhythmus befohlene Wörterstellung dem Einzelwort erloschene Bedeutungsfarben entlockt oder gar neue ihm aufzwingt, wird die Wortanordnung des epischen Demiurgen ausschließlich vom Gedanken bestimmt, aber nach dem Grundsatz einer sich *anschaulich* entfaltenden Steigerung. Wenn Jordan anhebt:

Zu süßem Gesang, unsterbliche Sage,
Laß mich nun dein Mund sein voll uralter Mären,

so gewinnt dieser Mund der Sage allein schon dadurch unermeßlich an Bedeutungsgewicht, daß ihm der „süße Gesang“ vorangeht, dieser aber durch Rückwirkung eine sinnliche Fülle, die er auch bei unveränderter Wortwahl gänzlich entbehren müßte, wofern es gelautet hätte:

Laß mich nun dein Mund sein voll uralter Mären
Zu süßem Gesang, unsterbliche Sage.

Aus dem nämlichen Grunde stellt Homer als den Gegenstand der Ilias den *Zorn*, die Mänis, voran und steigert dadurch mit dem einen sturmhaft anschwellenden Anhubverse die Gestalt des Pelejaden Achilleus sofort ins nahezu Titanische. — Seite auf Seite wäre zu füllen, wenn wir im einzelnen die Mittel begründen und belegen wollten, durch welche die Tiefenausmessung des Satzgefüges und die schier abtastbare Körperlichkeit des epischen Gedankenausdrucks hervorgebracht wird. Mit dem am Satzende verloren nachschleppenden Zeitwort hat Jordan durchaus gebrochen. Er stellt es entweder vor das Tonwort oder sogar mit überraschender Wirkung an den Anfang des Satzes, wofern es selber den Sinnton trägt:

Goldrein girren
Vom Schweigen erlöst die vier Geschwister
Die Saiten zusammen und singen beseligt.

Oder:

Und — gefaßt war der Vorsatz: auf Krimhilds
[Finger
Demnächst zu streifen Walvaters Strafgold.

Damit bisweilen anapästischen Tonfall verbindend, beflügelt er stellenweise das Tempo zu jagendem Schwung, ohne doch den harfenden Wellenschlag des „Singens und Sagens" zerbrechen zu müssen:

Denn es kommen geritten auf stürmischen Rossen
Die Riesen des Reiflands, ihr Leben zu rauben.

Wie bei Homer das Entfaltete sich wieder zusammennimmt in den metallschweren Beiwörtern, so bei Jordan in unzähligen neugebildeten Kuppelwörtern, die ihre ganz erstaunliche Schlagkraft vollüberzeugend freilich nur an Ort und Stelle bewähren. (Beispiele: Mißruhm, Nährmark, Ringfeld, Wurmtrank, Fangsprung, Bestwein, Vorstahl, Schimpfzier, Notmann, Spaltmaul, Selbstschein, Wegwink, Zufallsbeil, Gutgewicht, Handbeschau, Lehngeldlocke, federfeucht, loberhellt, entgrasen, ermerken, entweiben usw.). Da indes dergleichen Zusätze hier doch nur Stückwerk blieben, wollen wir lieber zum Schluß dem Leser eine größere Probe bieten und wählen zu dem Behuf die Schilderung Islands als der Geburtsstätte der Edda in den „Epischen Briefen". Wir erblicken in ihr ein allervollkommenstes Stück deutscher Prosa, das allein schon hinreichen würde, das Geschwätz vom Epigonentum dieses Großmeisters der epischen Sprache Lügen zu strafen. Der Leser wird die erörterten Hauptmerkmale der epischen Sprachbehandlung unschwer darin wiedererkennen und möge übrigens keinen Anstoß nehmen, wenn gemäß der Entstehungszeit dem Gedanken noch die Annahme zugrunde liegt von der Herkunft aller Arier aus dem Fünfströmeland.

„Im Norden und Osten umdrängt von den Eismas-

sen des Polarmeers, wird diese Insel einigermaßen bewohnbar nur durch den letzten Rest von Wärme, den ein Arm des Golfstroms aus dem Heizkessel für Europa, dem mexikanischen Meerbusen, emporführt bis zu ihren westlichen und südlichen Küsten. Gebirgsmassen hoch emporragend aus Nebel und Wolken, bedeckt mit ewigem Schnee und Gletschern, schimmern dem Seefahrer schon aus der Ferne entgegen. Erloschene Vulkane erheben sich wie Riesen der Vorwelt in Eispanzern, die jedem Sonnenstrahle wiederstehen. Erstarrte Lavaströme türmen ihre Schollen übereinander in phantastischen Gestalten und unabsehbarer Ausdehnung. Weithin vernehmlich donnert noch jetzt der Hekla und sprüht hochaufwirbelnde Aschenwolken und die unerloschene Glut des Erdinnern hinaus in eine Wüste von Schnee und Eis. Mächtige Kochbrunnen, Geisir genannt, schießen gigantische Schaumgarben siedend heißen Wassers in die Luft. Bis zu zehn Fuß dick erhebt sich der flüssige Stamm jetzt zu Turmeshöhe, gekrönt mit einem Wipfel von ungeheuren Dampfwolken. Im nächsten Augenblick, auf einen dumpfen Schlag in der Tiefe, stürzt die Schaumsäule zusammen in sich selbst und ist wie auf ein Zauberwort verschwunden, wie eine wundersame Traumgestalt beim ersten Strahle des Morgens.

Wenn das Treibeis von Spitzbergen, wie es zuweilen geschieht, die nördliche Küste bis in den Juli, ja, bis

in den August umlagert hält, dann hat die Insel .. gar keinen Sommer und nach kurzer Unterbrechung des Frostes durch stürmisches Tauwetter .. geht ein Winter über in den andern. Sonst folgt dem langen Winter ein kurzer Sommer, der aber auch kaum etwas andres ist als ein süddeutscher März .., denn fortwährend wechselt der Sonnenschein mit Regen- und selbst Schneeschauern. Dazwischen toben Stürme von verheerender Gewalt, die den Reiter vom Pferde werfen, die Oberfläche des Meeres in eine Staubwolke zerpeitschen und sie als einen Sprühregen von Salzwasser emportreiben bis auf zweitausend Fuß hohe Berge.

Auf der Höhe des Jahres steht eine dunkelrot glühende Sonne selbst um Mitternacht am nördlichen Horizont. Aber nur in günstigen Jahren besitzt dieser lange Tag die Kraft, ein kümmerliches Gerstenfeld soweit zu reifen, daß man die Körner mahlbar machen kann, indem man die geschnittenen Ährenbündel auf südwärts gerichteten Trockengestellen an der Mittagssonne nachdörrt. Ende Septembers beginnt wieder der Winter mit undurchdringlichem Schneegestöber, um für sieben bis acht Monate die ganze Insel von den Gebirgen bis zum Strande so hoch zuzudecken, daß nur hin und wieder eine schwarze Lavaklippe, überzogen mit grauem Moose, nirgend aber ein Strauch, ein Halm daraus hervorragt und daß die Menschen oft ungehindert wegschreiten hoch über

den Dächern ihrer eingeschneiten Häuser. Nur noch das Ren findet dann seinen Weg durch die Winterwüste und weiß sich das karge Moos zu seiner Nahrung aus dem Schnee hervorzuscharren. Während der kurzen Mittagsdämmerung, die dann den Tag bedeutet, umschwärmen Scharen von Seevögeln die eisklirrende Küste, laut schreiend und gegen den Sturm ankämpfend. Alles andre Leben schweigt. In der Nacht aber beginnt am sternhellen Firmament das Nordlicht seinen zauberhaften Flammentanz. In wechselnden Farben zucken seine Strahlen zitternd auf und nieder, vom braunen Grundbogen im Horizont bis zum Zenith und zeigen die starren Eisgefilde in geisterhaft unbestimmter Beleuchtung.

Dürftig, doch erhaben, mahnte diese Natur mit ihren gewaltigen Kontrasten, mit ihrem Urfeuer und ihrem Eise, an die Geheimnisse der Schöpfung, an den Ursprung und das Ende der Dinge. Düster und grau sind ihre Farben; schroff, kolossal, scharf beprägt mit dem Siegel der Zerstörung ihre Formen; nebelhaft und sturmzerrissen der stimmunggebende Himmel. Kein Fleck der Erde konnte im Menschengemüt eine mehr zutreffende Tonart anschlagen für die Geschichte verbannter Götter, für die Erinnerung an ihre vergangene Herrlichkeit, nachdem ihr Oberherr, vergleichbar dem Titanen unsres Zeitalters, hier sein St. Helena gefunden hatte. Hier zerstreute die Phantasie kein Sinnenreiz, die öde Gegen-

wart ließ sie mit verdoppeltem Heimweh immer nur rückwärts blicken. Zu achtmonatlicher Wintermuße in verschneiter Hütte an die Lampe gebannt, wuchsen ihr bis ins Riesige die Schwingen der Erinnerung zum Rückflug über Jahrtausende und von dieser letzten Rast im froststarrenden Eismeer bis zur sonnenglühenden Urheimat der Asen an den Abhängen des Himalaya und unter den Palmen an den Ufern der heiligen Ganga."

Wenn die Gegenwart für die Wunderwirkung gehobener Rede schon überhaupt verstumpfte, so hat sie erst vollends jede Beziehung verloren zur künstlerischen *Vollkommenheit* und der atemvollen Ruhe des Epikers. Zerstückt und anschauungslos wie sie ist, wird sie immerhin eher noch den gefühligen Zügen Geschmack abgewinnen und schillernde Einzelschönheiten zu schätzen wissen. Darum sei zuletzt noch erwähnt, daß über Jordans Dichtung die Stimmung einer nahezu unpersönlichen Wehmut liegt, die im Gegensatz zu seiner Fortschrittsgesinnung fast unablässig an das ewige Abschiednehmen alles Lebens gemahnt. Und wie nun die Träne im Auge des Mannes ergreifender ist, so rühren uns inniger als schwelgende Gefühlsergüsse der „Lyriker" die scheuen und seltenen Klänge, aus denen das eigenste Leid einer sonst nach ihrer Bestimmung zum Schweigen verpflichteten Seele klagt. Obwohl die „Strophen und Stäbe" zu drei Vierteilen Gedanken und Betrachtungen bie-

ten, so genügt doch ein einziges Gedicht wie dieses, um ihrem Schöpfer auch unter den nachgoethischen Meistern des Liedes eine unvergängliche Stätte zu sichern.

Wie voll Hast
Alles rennt!
Für die Rast
Kein Moment!

Glücklos fühlt sich, wer ein Glück in seiner Macht hat.

Unverweilt
Sonnenfern
Wieder eilt
Unser Stern

Wann zur Nähe seinen Zirkel er vollbracht hat.

Wie so bald
Kühler Herbst,
Du den Wald
Gelb entfärbst

Der kaum fertig seine sommergrüne Tracht hat!

Schließe zu
Deinen Schoß,
Knospe du!
Blätterlos

Bist du bälder als dein Kelch sich aufgemacht hat.

Spiele, Kind:
Denn der Ernst
Kommt geschwind
Und du lernst

Finster falten das Gesicht, das kaum gelacht hat.

Und so zeigt
Diese Welt
Nur was steigt
Oder fällt

Und in Schlaf sinkt, wann es kaum schon voll gewacht hat.

# ÜBER CONRAD FERDINAND MEYERS GEDICHTE

(zu seinem 100. Geburtstage)

1925

Soll es ein „Ewiges“ sein, was schöpferischen Werken den auszeichnenden Wert verleiht, und müßten wir demnach dergleichen Werke umso höher einschätzen, je reiner und dichter das „Ewige“ darin angetroffen würde, so wären es nicht die geschichtlichen Erzählungen, Novellen, Romane, sondern seine Gedichte, durch die Conrad Ferdinand Meyer den Unvergänglichen zugehört. Nicht, daß nicht auch jene von der leuchtenden Essenz enthielten und teilweise vielleicht grade deshalb den Leser packen; aber sie enthalten sie verdünnter und oft dermaßen verdeckt von Zutaten des Zeitgeschmackes, daß es für zweifelhaft gelten möchte, ob wir sie fänden, wäre sie uns aus den Versen nicht schon vertraut. *Was* sie sei, läßt sich durch bloße Abgrenzung ebensowenig anschaulich machen wie Röte oder Süßigkeit. Wem die Empfangsorgane dafür in der Seele verschrumpften, dem sagen die bedeutendsten Sätze darüber nicht mehr als dem Blindgeborenen die glühende Schilderung eines Sonnenunterganges. Nur wer imstande ist, sich davon ergreifen und durchdringen zu lassen, mag sich hernach auch des Widerfahrenen erinnern und es zu deuten versuchen. Es gibt aber nicht wenige, denen das nur deshalb bisher nicht zuteil geworden, weil ihre *Aufmerksamkeit* woanders war. Denn wir, die wir nicht nur Träger des Lebens, sondern weit mehr noch des Geistes sind, durchhasten die uns verliehene Frist, eingespannt in Zwecke, Absichten, Pro-

gramme, „Richtungen“ und Parteien, oft mit *künstlich* erblindeten und ertaubten Seelen, unfähig der wirklichen Welt mehr Beachtung zu schenken als der Rennreiter oder sonst ein Rekordler dem Zauber der Landschaft. — Das „Ewige“ können wir durch Mitteilung nicht herbeschwören, und wäre es noch so nah; aber wir können einige Hirngespinste zerreißen, die es dem Auge der Seele entziehen; und nur in solchem Sinne wollen unsre hinweisenden Worte verstanden sein.

Mit dem seherischen Satze: „Was bleibet, aber stiften die Dichter“ beurkundet Hölderlin, daß die Essenz nur vom Dichter bezeugt und gleichsam aufbewahrt werde. Man muß aber schon wenigstens *ein* Mal im Leben selber vom unbeschreiblichen Pulsen dichterischer Erregung durchflutet gewesen sein, um den tiefsinnigen Ausspruch nicht mißzuverstehen. *Nicht* nämlich meint er, die wirklichkeitsgesättigten Augenblicke müßten notwendig zum dichterischen Worte gerinnen; nicht, nur die Magie der Sprache sei ihnen gewachsen; endlich nicht, das vollkommene Gedicht enthalte ein Überzeitliches, das eben deshalb allen Wandel der Dinge überdaure. Vom Dichter grade genug, um „Bleibendes“ zu stiften, eignete auch den Erbauern altindischer und ägyptischer Tempel, römischer Triumphbögen, maurischer Alhambren, eignete nicht minder den begnadeten Sängern der Wolga- und Steppenweisen; und keiner war unter

ihnen, der nicht mit dem, was er in ewigen Bildern zu fesseln vermochte, den unwiederbringlich einmaligen Kerngehalt des. eigenen Volkes und der eigenen Tage offenbar gemacht hätte. Dieses aber bleibt wahr: das Dichterische ist immerdar *Erneuerung* eines Vergangenen, und es bewährt seine unzerstörliche *Wirklichkeit* mit dem nie zu erschöpfenden Vermögen der Wiedergeburt in der empfängnisbereiten Seele jedes beliebigen Volkes und jeder beliebigen Zeit. Warum aber wir ein solches Wunder zuerst und vor allem leibend glauben in der rhythmischen Folge von Sprachlauten, die doch nur dem um ihre *Bedeutungen* Wissenden vernehmlich und lebendig werden, an dieser wie aus Abgründen der Betrachtung winkenden Frage schreiten wir entschlossen vorüber, der Wirklichkeit des Nimbus nur umso mehr gewiß, als wir sie nicht mit dem Verstande zerpflücken können, und wenden uns ihrer besonderen Erscheinung in den Rhythmen unsres Dichters zu.

Gedichte, die es in der Bedeutung heraufbeschworener Urbilder oder denn ganz bildgewordener Seele sind, wird man selbst bei den Allergrößten nur spärlich finden, wenn man sie an der Breite ihres Gesamtwerkes mißt. Annette Droste, die keiner Sappho weicht, bietet unter je einem Dutzend metrischer Gebilde höchstens ein einziges *Gedicht* (dann freilich Metallklang durch und durch), und Goethe hat uns

neben einer Fülle bloß persönlicher Reminiszenzen weit mehr sprachmeisterlich geprägte Weisheit als Dichtung hinterlassen. Es muß aber gesagt werden, daß Conrad Ferdinand seine Auslese mit einer Strenge getroffen, die — abgerechnet den einzigen Hölderlin — nicht leicht ihresgleichen findet und den anspruchsvollsten Liebhaber der Vollkommenheit verwirrt und entzückt. Denn auch da, wo die Begriffe nicht völlig im Bilde zerschmolzen sind, wo das Pathos vom Pathetischen bedroht erscheint, wo die Lust am Fabulieren vom Schauen hinwegverlockt, entschädigt er durch eingestreute Verse und Strophen von atemraubender Schönheit; weshalb sein Gedichtband als Geleitwort füglich den Schlußvers der „Neujahrsglocken" trüge: „Wohllaut flutet ohne Strand und Ufer".

Wie süß in jedem Blatt die Stille schweigt!

Im Korne drunten wogt und weht
Und rauscht und wühlt der Föhn.

Frauen kommen mit dem schlanken Kruge, die gemessen schreiten
In verhülltem stillen Zuge, wie die Jahre, wie die Zeiten ...

Meine eingelegten Ruder triefen,
Tropfen fallen langsam in die Tiefen.

Da er seinen Bruder nannte
Und mir drob das Herz entbrannte,
Wars als schlügen weite Flügel
Sausend über mir die Luft,
Schwingen, die den Raum besiegen,
Wie sie nicht um niedre Hügel
Flattern, Schwingen, die sich wiegen
Herrschend über Berg und Kluft.

Viele Seiten lang könnte man mit ähnlichen Stichproben fortfahren; doch wir wollten nur von seinen schlechthin vollkommenen Gedichten reden.

Wir haben uns heute und mit Recht gewöhnt, die zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts für kulturlos und seelefeindlich zu halten; aber wir dürfen deswegen nicht vergessen, daß in den achtziger und neunziger Jahren den Ozean der Menschheit eine Grundwelle hob, vielleicht planetarisch bedingt und jedenfalls „Element", zu der sich die zeitgenössischen Geschmacklosigkeiten etwa wie Schiffstrümmer und Konservenbüchsen zur Dünung des Meeres verhalten! Es waren nicht gar viele, aber auch nicht allzu wenige Geister, die — seelisch alle abenteuernden Seglern vergleichbar — kühnen Fischzuges heraufholten und dem Andenken der Nachwelt überlieferten, was die Woge an einzigartigen Schätzen der Tiefe

emporgespült. Durch „Abgründe der Vergessenheit“ (Keller) schon heute von ihr getrennt, sehen wir in perspektivischer Verkürzung Namen jener Tage einander gesellt, an denen von den Zeitgenossen niemand ein irgend Gemeinsames aufgefunden hätte, und können es aussprechen, daß sie — substantiell der Romantik nächstverwandt, aber von ihr bis zur Verkennung gesinnungsverschieden — samt und sonders im Zeichen einer Erneuerung des *Heidentums* standen und eine Umwälzung unsrer Auffassung vom Altertum vorbereitet haben, die dessen empiremäßiges Nachbild der Klassikerzeit uns längst unwahrscheinlich gemacht hat und deren Endergebnis, soweit von einem solchen zu reden, auch gegenwärtig entfernt nicht abzusehen ist. Um nur wenige Repräsentanten herauszugreifen: Burckhardt bahnte sich den Weg über den Immoralismus der „Renaissance“, nicht ohne teilweise in ihr stecken zu bleiben; Bachofen, obwohl der Ältere, grub unvergleichlich tiefer und stieß bis zu jener chthonischen Unterschicht durch, in der die *vor*moralischen Weltgedanken nicht bloß der Mittelmeervölker, nein, der gesamten Menschheit wurzeln; Boecklin bannte im Mittel der Farbe, Conrad Ferdinand im Mittel des Wortes die lodernden Schauer einer Vorwelt, für die endlich Nietzsche — teilweise schon ein Erbe ihrer aller — das sie alle stempelnde Symbol entdeckte, es taufend auf den Namen des maskenreichen Gottes *Dionysos*.

Es ist durchaus diese Art von Heidentum, was den Goldgehalt der Verse unsres Dichters bildet, und es mag für das Zeichen und Siegel seiner dichterischen Sendung gelten, daß er, der in seinen Novellen ebenfalls mehr oder minder in der „Renaissance" stecken bleibt, mit seinen Gedichten aus dem Urquell selber schöpft und dergestalt eine Saite vom Lebensgefühl der Antike hinreißender zum Schwingen bringt als je ein Poet zuvor. Wir denken dabei nicht einmal an die Wahl seiner Stoffe, unerachtet sie unsern Befund aufs beste bestätigen würde;* wir denken vielmehr an das Fluidum des Altertums, an die wiedergeborene „Lebensfeuchte", die alle seine Gedichte mit einem Schimmer kränzt, den wir ähnlich nur noch an den schönsten Reliefs der Griechen zu gewahren vermeinen. Man vergegenwärtige sich etwa die sogenannte Geburt der Aphrodite.

Kein großer Dichter (wir sagten es schon), der nicht menschlich und sinnlich in seiner Heimaterde ge-

* Wir erinnern an Gedichte wie: Der Marmorknabe — Die Dryas — Der Lieblingsbaum — Der verwundete Baum — Der Triumphbogen — Die gefesselte Psyche — Der tote Achill — Der Musensaal — Das Ende des Festes — Die Schule des Silen — Pentheus — Die sterbende Meduse — Der Stromgott — Der trunkene Gott — Der Botenlauf — Der Gesang der Parze — Das Joch am Leman — Das verlorene Schwert — Das Heiligtum — Die wunderbare Rede — und an die gewaltigste Ballade, die wir kennen, an die Ballade vom Tode des Gallierfürsten und Helden Vercingetorix, betitelt: Das Geisterroß.

wurzelt hätte. Allein es ist bei Conrad Ferdinand die unnachahmliche Helle des Altertums, es ist das „große stille Leuchten“ einer längst dahingeschwundenen Vorwelt, was Alpenmatten, Hochgebirge und Firnen in einer Klarheit und schattenscharfen Plastik emportauchen läßt, wie unser leibliches Auge sie nimmer erblicken würde, und wäre es bei föhnschwerer Lufttransparenz; gemäß dem Wunderworte Jean Pauls: „Bloß die Vergangenheit glänzt nach, wie die Schiffe zuweilen auf dem Meere hinter sich eine leuchtende Straße ziehen.“ Darum wird aus greiflicher Nähe fernende Weite, gesellt sich großliniger Bestimmtheit der Landschaft ein mächtiges Ziehen, das zu endloser Wanderung lockt, bebt die lichtstarke Gegenwärtigkeit der melodischen Bilder wie von unablässigem Abschiednehmen. Und darum verträgt sich nicht nur, sondern gattet sich mit so lauterem Glanz ein Kult der *dunklen Hemisphäre* des Lebens, wie ihn uns gleich antikisch kein neuerer Dichter wiederbrachte!

Man vertiefe sich nacheinander in das „Ewig jung ist nur die Sonne“ und in sein Gegenstück „Unter den Sternen“, und man *weiß* um Geheimnisse des Altertums, weil man sie wie der Eingeweihte erlebte, statt daß man bestenfalls von ihnen Kenntnis nähme aus archäologischen Werken, die lediglich davon berichten. Wir sehen die Bigen und Quadrigen um die Meten jagen, sehen den Sieger unter dem Zuruf des

Volkes den Kranz ergreifen *und* sehen das Licht erlöschen, fühlend, wie diese ganze Weltbühne unaufhaltsam hinabkreise in das ewigere Dunkel der Sternennacht und des Schweigens.

Wer in der Sonne kämpft, ein Sohn der Erde,
Und feurig geißelt das Gespann der Pferde,
Wer brünstig ringt nach eines Zieles Ferne,
Vom Staub umwölkt — wie glaubte der die Sterne?

Doch das Gespann erlahmt, die Pfade dunkeln,
Die ew'gen Lichter fangen an zu funkeln,
Die heiligen Gesetze werden sichtbar.
Das Kampfgeschrei verstummt. Der Tag ist richtbar.

Die Nacht, das mütterliche Weltelement, das sich „das Licht *gebar*" — der Schlaf ein alles umfangender Ozean, der jedes Einzelsein zu kurzer Wachheit aus sich entläßt und jedes wieder in sich zurücknimmt — die Gewesenen nicht „*arme* Seelen", sondern, als rückgekehrt in den Schoß des Lebens, gleichsam unterirdische Adern des Urgewässers, ohne dessen nährende Feuchte alles verdorren müßte: solche Herzgedanken der „pelasgischen" Menschheit, von denen die neuzeitliche hoffnungslos abgeirrt, blühen von neuem und verströmen berückenden Duft in den Gedichten Conrad Ferdinands. Hier sei einer seltensten Schönheit seines Werkes gedacht.

Novalis wiederverkündet es zuerst: „Selbst der Schlaf ist nichts als die Flut jenes unsichtbaren Weltmeers, und das Erwachen *das Eintreten der Ebbe*“ und zwingt uns mit seinen „Hymnen an die Nacht“ in die glühenden Umarmungen der Dunkelheit. Lenau im siebenten der berauschten und berauschenden Merlinlieder läßt uns das Tor des Schlummers durchschreiten und eine Welt der Träume ahnen, vor der die Tageswirklichkeit fahl und schattenhaft wird. Conrad Ferdinand aber singt uns das Niezusagende, wie wir stufenweise *hinunterfallen* in den grundlosen Brunnen der Bewußtlosigkeit, wie wir uns selbst und die Erscheinungen der Welt zu vergessen bestimmt sind und wie eben dieses das Zurücktauchen in die unzerteilte Fülle bedeute: so in dem unbegreiflichen „Nachtgeräusche“, das jeder in tiefster Einkehr für sich selber lese, oder dem „Im Spätboot“ überschriebenen leichteren Gedicht, bei dessen Schlußversen wir an das ebenfalls symbolische Schiff der Phäaken denken, das den irrfahrenden Dulder schlafend zu den Küsten der — Heimat trägt.

Schmerz und Lust erleiden sanften Tod.
Einen Schlumm'rer trägt das dunkle Boot.

Nichts, was je geschah, kehrt wieder. Jeder von uns hat nur *ein* Leben, und jeder Lebensaugenblick ist so

unersetzlich wie dieses Leben selbst. Auch die Völker kommen und schwinden für immer. Was die Inder geträumt, die Griechen geschaut, die Römer gelebt, keiner wird es wiederträumen, keiner es wiederschauen, keiner es wiederleben. Nicht von Wiederholung, sondern von *Erneuerung* uralter Schauer ist die Rede; und wenn wir das Werk des Dichters an den Vergangenheiten erläutern dürfen, aus denen es geschöpft, so doch nicht minder mit dem Hinweis auf *die* Seelenfarbe, durch die es — verschieden von jeder Vergangenheit — das innerste Pulsen seiner und *nur* seiner Zeit zum Erklingen brachte. Es einen nun aber die Geister, die von der oben bezeichneten Grundwelle getragen wurden, und begründen eine Ausdrucksverwandtschaft der Werke ihrer aller unter anderem drei Züge, die vielleicht einen Übergang der Menschheit aus abgelaufenen in gänzlich neue Bewußtseinszustände, vielleicht auch den *Unter*gang der Seele selber begleiten: der Vergänglichkeitsschauer — die „rätselhafte Flammenschrift" ahnungsvoller Ungewißheit — die Witterung für das hereindrohende Verhängnis. Man denke an Boecklins schönstes Selbstbildnis, wo ihm der Tod souffliert; an seine so zahlreichen Bilder in der Art des „Abenteurers" (z. B. den „Gothenzug"), aus denen das Grunderlebnis man möchte sagen des Wikingers redet, der die Brücke hinter sich abgebrochen und gleichsehr zum Siegen und Erobern wie zum Sterben bereit in Meere

voll unausdenklicher Gefahren steuert. Nicht nur Pane, Faune, Nymphen, Tritonen, Musen, auch den Charonsnachen hat er erscheinen lassen, die rächende Erinys, den von Sturm und Flackerscheinen umwehten Vernichter. Wenn das viel mißbrauchte Wort des Dämonischen je auf einen Quellgeist gepaßt, dann sicher auf Boecklin; und eben dadurch unterscheidet sich *sein* Altertum von dem der Goethe, Winkelmann, Schiller. Aber es hätte nicht scharf genug hingehorcht, wer einen engverwandten Dämonismus in den Klängen unsres Dichters überhören würde. Trüge doch seine Auswahl ebensogut wie den obigen folgenden Vers aus ihr zum Geleit: „Mit dem Tode schloß ich Kameradschaft!"

Der Vergänglichkeitsschauer zittert durch seine Verse als ein unterirdisches Dröhnen:

(Die toten Freunde)

Wogen zischen um Boot und Ruderschlag,
Dazwischen jubelt ein dumpfes Zechgelag,
In den Fluten braust ein sturmgedämpfter Chor.
Becher läuten aus tiefer Nacht empor.

Er verdichtet sich ihm zum Doppelgängererlebnis und dem mehrfach wiederkehrenden Motiv der geheimnisvoll entgegenlaufenden Stapfen. Ein Reiter etwa begegnet ihm im verschneiten Tannenwalde, den er gekannt zu haben glaubt in „längstverschollenen Tagen":

Der jungen Augen wilde Kraft
Des Mundes Trotz und herbes Schweigen,
Ein Zug von Traum und Leidenschaft
Berührte mich so tief und eigen.

Sein Rößlein zog auf weißer Bahn
Vorbei mit ungehörten Hufen.
Mich faßt's mit Lust und Grauen an,
Ihm Gruß und Namen nachzurufen.

Doch keinen Namen hab' ich dann
Als meinen eigenen gefunden,
Da Roß und Reiter schon im Tann
Und hinterm Schneegeflock verschwunden.

Und er erweitert sich ihm zum oben berührten Ahnenkult der Pelasger, dessen Größe und Bedeutungsschwere er wie kein andrer mit seinem erschütternden „Chor der Toten" noch einmal ins Leben zog.

Wir Toten, wir Toten sind größere Heere
Als ihr auf der Erde, als ihr auf dem Meere!
. . . . . .
Wir suchen noch immer die menschlichen Ziele —
Drum ehret und opfert! Denn unser sind viele!

Was aber den Reiseschritt ins Ungewisse und die Witterung für das Verhängnis betrifft, so kämen wir nicht mehr zu Ende, wollten wir mit Versen und Strophen diese Abschattung in der Seele unsres Dich-

ters belegen, und begnügen uns deshalb mit der Bemerkung, daß die atmosphärische Durchsichtigkeit, von der wir gehandelt, bei ihm mit einer andern Helle wechselt: mit der plötzlich aufzuckenden und wieder in Nacht begrabenden Helle des Wetterleuchtens!

Von der Kelter nicht zur Kelter
Dreht sich mir des Jahres Schwung,
Nein, in Flammen werd' ich älter
Und in Flammen wieder jung.

Von dem ersten Blitze heuer,
Der aus dunkler Wolke sprang,
Bis zu neuem Himmelsfeuer
Rechn' ich meinen Jahresgang.

Stärker, größer, tiefer als alle Tragik *nur* des Menschen ist die Tragik der Wirklichkeit selbst, derzufolge unabtrennlich zueinander gehören: die Vollendung des *Lebens* zu überschwänglicher Schönheit, sein Auflodern in betäubenden Seligkeiten, sein bildergebärendes Strömen und das unerbittliche *Schicksal*, daran alles Leben unabwendbar zerbricht. Auf den Flötenschall seiner Lüste folgt eisiges, folgt endlich ewiges Verstummen. Wer das noch erlauschen kann, sei es im Lärm der Gasse, sei es im Donnern der Brandung, und wer es nun wissen will, was sich damals im Herzen der Menschheit, im Herzen der Erde selber begeben, der erfährt es aus *diesen* Versen der Inspiration:

Auf dem Canal grande betten
Tief sich ein die Abendschatten,
Hundert dunkle Gondeln gleiten
Als ein flüsterndes Geheimnis.

Aber zwischen zwei Palästen
Glüht herein die Abendsonne,
Flammend wirft sie einen grellen
Breiten Streifen auf die Gondeln.

In dem purpurroten Lichte
Laute Stimmen, hell Gelächter,
Überredende Gebärden
Und das frevle Spiel der Augen.

*Eine* kleine, kurze Strecke
Treibt das Leben leidenschaftlich
Und erlischt im Schatten drüben
Als ein unverständlich Murmeln.

Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig

## Ludwig Klages / Vom kosmogonischen Eros

6. Tausend. geh. 6.—, in Leinen 8.50

Inhalt: Vom Erosbegriff des Altertums / Der elementare Eros / Vom Zustand der Ekstase / Vom Wesen der Ekstase / Vom Ahnendienst / Über Eros und Leidenschaft.

Das Buch ist eine sich immer großartiger steigernde Beschwörung des gewaltigen Seelen- und Weltphänomens, das die Alten noch als die Vermählung der Menschenseele mit Gott und die daraus entspringende Bildgeburt kannten. Eros Kosmogonos bedeutet weltschöpferisches Erleben, überströmende Fülle kosmischer Verbundenheit, letzte Befreiung von Seele und Leib aus der bindenden Gewalt des Geistes. Dieser Zustand mystischer Ekstase ist es, um den unsere Größten von Platon bis Goethe geworben haben und aus dem das letzte und elementar Wirkliche, das Wesen der Urbilder, geboren wird.

*Zeitschrift für Missionskunde*

Das Buch ist jedenfalls auch eine religionswissenschaftlich ungemein bedeutsame Erscheinung. Es ist eine der „Querschnitt"-Untersuchungen, die wir jetzt nötig haben und die willkommen sein muß, aus welcher weltanschaulichen und religiös-philosophischen Einstellung heraus sie auch erfolgen mögen; es ist eine systematische Arbeit. Das Ganze ist geboren aus dem Geiste Nietzsches und Bachofens.

*Braunschweiger Landeszeitung*

Was in der deutschen Romantik als Versuch einsetzte und fortgeführt wurde von seltenen einsamen Suchern der Zeit um Nietzsche, das wird in dieser in solchem Umfange noch nicht dagewesenen gesamtwissenschaftlichen Umwälzung beinahe zur Gewißheit: der Anbruch einer Renaissance der Wissenschaften, einer an der Seele, nicht mehr an Geist orientierten und dennoch logisch bis ins letzte gesicherten Weltanschauung.

## Carl Gustav Carus / Psyche

Ausg. u. eingeleitet von L. KLAGES. Mit Porträt. geh. 9.—, in Leinen 12.—

## Chr. Bernoulli / Die Psychologie von Carus

geh. 2.50

Carus erlebt heute seine Auferstehung. Er ist nicht nur Arzt und Naturwissenschaftler, sondern auch Philosoph im Sinne Goethes, dem er als Freund nahestand. Ludwig Klages hat als erster die Bedeutung von Carus als eines Psychologen des Unbewußten erkannt. Die durch ihn besorgte vorliegende Ausgabe enthält die wesentlichen Schriften von Carus mit einer meisterhaften Einleitung und aufschlußreichen Anmerkungen zur Psychologie des seelenhaften Unbewußten. Der Grundsatz von Carus war: Der Schlüssel zur Erkenntnis vom Wesen des bewußten Seelenlebens liegt in der Region des Unbewußtseins.

## Goethes Farbenlehre

Herausgegeben und eingeleitet von HANS WOHLBOLD. Mit den von Goethe angefertigten farbigen und schwarz-weißen Zeichnungen in Originalgröße. 558 Seiten, geh. 15.—, in Leinen 18.50

## Goethes morphologische Schriften

Herausgegeben und eingeleitet von WILHELM TROLL. Mit 5 farbigen und 32 schwarzen Tafeln, sowie 91 Textabbildungen. 487 Seiten, geh. 15.—, in Leinen 18.50

In ausführlichen Einleitungen, die für sich schon dem Umfang nach beinahe ein Buch sind, machen die Herausgeber die Forschungsmethode Goethes verständlich und dadurch erst den Inhalt seiner naturwissenschaftlichen Schriften dem heutigen analytisch denkenden Menschen zugänglich. Denn Goethes Forschungsmethode ist auf Sehen gegründet, das zugleich Denken ist, auf intuitives Erleben der dynamischen Einheit der Welt und der Gesetze, die alles Werden und Leben bestimmen. Er sieht im Leben des Lichts und der Farbe dieselben lebendigen Kräfte wirksam, die er im Leben der Pflanzen wirkend gefunden hatte. So schließen diese beiden Werke Goethes Weltbild und seine künstlerisch-religiöse Lebensauffassung ab. Die Ausgaben enthalten in originalgetreuer Wiedergabe in Offsetdruck die Zeichnungen Goethes und seiner Zeitgenossen.

## Frühling und Herbst des Lü Bu We

Aus dem Chinesischen von RICHARD WILHELM. Mit Anmerkungen und Zeichnungen. 542 S., geh. 12.50, in Leinen 15.—

Dieses Werk, das aus dem 3. Jh. v. Chr. stammt und hier zum erstenmal in einer europäischen Sprache vorliegt, enthält Reste der ältesten chinesischen Überlieferungen und ist das grundlegende Buch der Lebensphilosophie überhaupt, das für die Erkenntnis unserer europäischen Gegenwart ebenso wesentlich ist, wie für die Kenntnis des alten China. Es enthält die für Volk und Staat lebenswichtigen Gesetze, die den Wandel des Menschen mit den Naturgesetzen in Einklang und auf eine Ordnung bringen. Man könnte es das Buch der Ordnungen nennen, die vom einzelnen bis zur Volksgemeinschaft aufsteigen und uns einen klaren Blick für die Entscheidung geben, vor der auch das Abendland mit seiner Vergewaltigung des natürlichen Lebens steht. Es sind einfache und natürliche Weisheiten, aus denen Ordnung des Lebens und der Seele folgt: Gesetze der Physiologie, der Hygiene und Ethik, der persönlichen und gemeinschaftlichen Erziehung, der geistigen und körperlichen Schönheitspflege, der Künste und der Staatsformen. So ist das Buch eine Menschenkunde und zugleich eine Lebenswissenschaft, die sich mit den Anschauungen unsrer größten Geistesführer des Abendlandes von Paracelsus und Goethe bis Tolstoi und Klages berührt.